Die Christliche Welt

HERAUSGEBER: PROFESSOR D. MARTIN RADE

Nr. 22/23 Gotha, 5. Juni 1924 38. Jahrgang

Inhalt: Wie lange? — Komm, heilger Geist! — Der Protestantismus und das deutsche Schicksal — Transszendentalphilosophie und Theologie. Zu Kants Geburtstag. Schluß — Herrmanns Dogmatik. Seiner Vorlesungen dreiundzwanzigstes Stück — Jesus und Nikodemus. Gedicht — Die Eigengesetzlichkeit des Gesellschaftslebens — Das Kalifat und die Kirchenpolitik der Kemalisten — In Ceylons Palmenparadies. Reisebriefe aus dem Fernen Osten 2 — Eine Erinnerung. Zur Pazifismusdebatte 5 mit Nachwort und Erwiderung — Als Deutscher in Dänemark — Vom Weltgewissen — Evangelischer Reichselterntag — Zeitschriftenhilfe — Verschiedenes: Die Religionen (Hauer); Politisches Handbuch (Herre); Erklärung; Kleine Mitteilungen — Wöchentliche Chronik — Anzeigen

Wie lange?

Die am Fuße des Ottberg versammelten Mitglieder des Reichsverbandes der Ausgewiesenen und Verdrängten von Rhein und Ruhr stellen vor aller Welt fest, daß über 130 000 wegen Erfüllung ihrer vaterländischen Pflichten von Haus und Hof Vertriebene nach Jahr und Tag noch immer von der Heimat verbannt sind, und daß über 1200 Gefangene aus gleichem Grunde in Gefängnissen schmachten, obgleich der passive Widerstand von der gesamten Bevölkerung des besetzten Gebietes längst aufgegeben ist. Sie fordern die gesamte gesittete Welt auf, dahin zu wirken, daß die Ausgewiesenen in ihre Heimat und Wohnstätten, sowie zu ihrer Berufstätigkeit zurückkehren können und die Gefangenen freigelassen werden.

Diesem Appell an das Weltgewissen schließen wir uns alle an.

Komm, heiliger Geist!

Diese alle waren stets beieinander einmütig mit Beten und Flehen. Ap. Gesch. 1, 14

Pfingstwunder — wer kann das heute verstehen? Zungenreden — wer begreift das heute trotz der gelehrten Arbeiten, die es darüber gibt? Mit welch wunderlichem Gefühl lesen wir den Pfingstbericht in der Apostelgeschichte! Es gibt heute nichts dem Analoges, das damals im Tempel zu Jerusalem geschah.

Oder die heutige Pfingstbewegung? Das moderne Zungenreden? Stehen wir ihm nicht mit gleicher Fremdheit gegenüber? Ja, mit noch größerer; denn der damaligen jugendkräftigen Zeit glauben wir das Außerordentliche. Die Apostel haben die Kraft des Geistes erwiesen im Märtyrertod, in wunderbaren Missionserfolgen, die im Laufe von wenigen Jahrhunderten eine Welt eroberten. Den Heutigen glauben wir den Geistesbesitz nicht, sondern zucken skeptisch die Achseln.

Wir sind nüchtern geworden. Wir *reden* wohl vom Glauben, der Berge versetzt, *reden* vom Geist, der die Welt erobert, aber wir *haben* ihn nicht. Berge werden überhaupt nicht versetzt und die Welt wird mit Tanks, Flugzeugen und Giftbomben, allenfalls mit skrupelloser Diplomatie erobert, aber nicht mit dem Geist.

Und doch brauchen wir den Geist Gottes, sehnen uns nach ihm; ohne ihn ist unser Dasein friedelos und leer. Das hat man immer gewußt. Darum suchte man die spärlichen Tropfen, die von damals übrig blieben, in Gefäßen festzuhalten: in der „Kirche", im „Wort", im „Sakrament". Aber sind das nicht mehr *nur* Gefäße, die einmal den Geistesinhalt *hatten*, heute aber leer dem Durstigen nichts bieten? Reliquienstücke, deren Weihe von der Erinnerung an die einstige Berührung mit dem Heiligen zehrt?

Wo ist heute der „Geist"? Im kirchlich-bürgerlichen Mittelstand? In der kirchenfremden Arbeiterschaft? In den wirtschaftstüchtigen Industriekreisen? Im konservativ-militärischen, standesstolzen Adel? In der evangelischen oder katholischen Kirche? In irgendeiner Sekte? Wer wollte bei ernster Prüfung wagen, zu sagen, daß er da sei? Schreien sie nicht alle nach dem Geist? Oder in wenigen Einzelnen? Da vielleicht eher. Aber wer kennt einen Einzelnen, von dem er mit Sicherheit sagen könne, er habe den Geist?

Unsere Zeit ist geistesarm. Vielleicht waren es im Grunde alle Zeiten. Auf jeden Fall müssen wir uns sehr, sehr bescheiden. Wir können nur Zweierlei: den Geist da suchen, wo er einmal durchbrach, ihn suchen in dem Gefäß, das er sich damals schuf: im „Wort". Kein Zweifel, daß wir da immer Spuren finden, Brosamen, die von der Kinder Tische fielen. Aber es ist immerhin Geist vom wahren Geiste. Das Wort ist nicht leer; es handelt sich nur darum, durch das Gefäß des Wortes bis zum Inhalt des Geistes zu dringen. Wir müssen aber auch das Andere tun, das wir tun können: um den Geist beten, daß er uns in einem zweiten Pfingsten in voller Ursprungskraft geschenkt werde. Geschenkt werde dem Einzelnen, den Arbeitern, dem Mittelstand, den Geldleuten, dem Adel, den Kirchen, dem Volk, der Welt.

Wort Gottes und Gebet, das sind die Quellen des Geistes, die aber nur dann fließen, wenn Gott sie lebendig macht. Darum wollen wir tun, was die Jünger vor der Ausgießung taten: einmütig beieinander sein mit Beten und Flehen! Vielleicht, daß Gott dann in seiner unaussprechlichen Barmherzigkeit ein Einsehen hat mit uns, die unter dem Fluch der Geistesarmut stehen, und uns ein neues Pfingsten schenkt — wo der Geist endlich wieder zu uns spricht, allerdings nicht in Zungen — was hülfe uns das! — sondern in klarer, allen denen verständlicher Sprache, die Ohren haben zu hören.

Darauf wollen wir warten! Ja, warten!

Komm, heil'ger Geist! W

Der Protestantismus und das deutsche Schicksal

Micha 6, 8

Es war in der ausgehenden Königszeit in Judäa. Das kleine Palästina war hineingeschoben in die Auseinandersetzung der großen Weltmächte Babylon und Assyrien; jeder Einsichtige mußte erkennen, daß es zu einer selbständigen Politik unfähig war. Die Versuche, trotzdem sich dem Schicksal entgegenzustemmen, brachten Unglück über Unglück über das Volk. Da hub der Kampf um die Seele dieses Volkes an, der Kampf zwischen den *Heilspropheten* und *Unheilspropheten*. Zu immer neuem Widerstand riefen die Heilspropheten auf und predigten auf den Gassen, daß das jüdische Volk nur zu wollen brauche, um sich durchzusetzen, daß es an Trefflichkeit den Heiden weit überlegen, das Volk Gottes sei und deshalb sich der Sieg an seine Fahnen heften würde. Gegen solche Flachheiten, gegen solche Selbstberäucherung aber entbrannte der Zorn der großen Unheilspropheten, eines

Jesaja, eines Jeremia und der andern. Ihnen erwuchs aus ihrer religiösen Tiefe die Einsicht in die wahre Lage Judäas, weil sie Kraft genug besaßen, sich vor Gott zu beugen. Sie sahen, daß nichts helfen könne als die innere Umkehr dieses sündigen Volkes zu Gott. Sie schleuderten ihren Volksgenossen ins Gesicht, den Hochmütigen und Frevlern, daß ihr eigener Wandel sie ins Unglück gebracht habe, daß sie von Gott abgefallen seien und ihn doch ständig auf den Lippen trügen.

Es gibt in der Welt keine völlige Parallele, und so unterscheidet sich auch das deutsche Schicksal wesentlich von dem der Juden vor der Zerstörung des ersten Tempels. Denn wir sind kein auf die Dauer so kleines und ohnmächtiges Volk, wir haben die feste und begründete Hoffnung, daß dermaleinst unser Volk wieder in der Weltgeschichte ein Wort mitzureden haben wird und seine alte Stellung wieder erlangt. Und doch: wie viel Ähnlichkeit in jener Zeit mit unserer augenblicklichen Lage!

Man kann an die große Zeit nach 1807 denken. Aber der Fall der Nation war lange nicht so tief. Und ein Anderes: Damals sind die besten Kräfte Preußens, Deutschlands durch die Philosophie geweckt worden. Zwar war Freiherr vom Stein ein sehr frommer Mann, zwar packte Schleiermacher mächtig. Allein es gab in der geistigen Bewegung Deutschlands damals nur einen religiösen Flügel; Scharnhorst, Humboldt, die großen Mitarbeiter Steins wurden von der Philosophie getragen, von Fichte nicht zu reden!

Es besteht wohl kein Zweifel darüber, daß heute die Philosophie für unser nationales Schicksal nicht dasselbe leisten wird. Schon deswegen, weil sie keine Weltanschauungsphilosophie mehr ist: sie ist gerade jetzt dort, wo sie den ganzen Menschen zu fassen und zu wandeln vermag, mit religiösen Elementen stark durchsetzt. Aber in unserer Zeit des allgemeinen Wahlrechts und der Demokratie kann es sich nicht nur um die Wirkung auf einzelne Führer handeln; es gilt, die Masse zu erziehen, die Masse auch der sogenannten Intellektuellen. Nur die Religion kann heute die Seelenstimmung in Deutschland schaffen, die es ermöglicht, unsere Lage und die nationalen Probleme der Zukunft wahrhaft und tief zu erfassen. Ich rede hier nicht von unsern katholischen Volksgenossen, bei denen ohne Frage die Religion sich ihrer volkserzieherischen Aufgabe bei der Lage unseres Vaterlandes zum Teil erfreulich stark bewußt geworden ist. Aber für die protestantische Mehrheit des Volkes steigt die Frage auf: was leistet der Glaube ihnen für unser Schicksal, und was wird er in Zukunft leisten?

Man wird nicht fehl gehen, wenn man die liberale protestantische Bewegung vor dem Kriege mit ihrer Weckung der inneren Wahrhaftigkeit, mit ihrem Gerechtigkeitsempfinden und ihrer stark sozialen Einstellung die stärkste ethische Bewegung nennt, die wir seit der Reichsgründung gehabt haben. Sie war ein Gegenschlag gegen die Veräußerlichung der oberen Schichten, aber sie hat es nicht vermocht, in diesen oberen Schichten stark zu wirken. Sie hat den Krieg überstanden und lebt noch. Noch erheben die alten Führer ihre warnenden, mahnenden Stimmen, aber sie finden wenig, ach so wenig Widerhall. Denn im Ganzen hat die Art, wie unser nationales Unglück in den weitesten Kreisen aufgenommen ist, gezeigt, wie schwach, wie unendlich schwach das religiöse Empfinden geworden ist. Wenn auf der einen Seite im Augenblick unserer Niederlage, unseres tiefsten nationalen Unglücks Arbeitermassen jubeln konnten, weil sie den Anbruch eines neuen glückseligen Zeitalters erwarteten, so fehlte auf der andern Seite fast gänzlich das Sichselbstbesinnen, die innere Einkehr. Der Hochmut, die Hybris waren getroffen. Hineingestellt in eine Welt von feindlichen Mächten, die mit Neid und Unbehagen im Herzen Europas ein starkes Reich hatten entstehen sehen, hatten wir vor dem Kriege alle Veranlassung, doppelt vorsichtig und verantwortungsvoll unsere auswärtige Politik zu gestalten, um das neugeschaffene Werk Bismarcks nicht zu gefährden. Aber die Erfolge, die die preußischen, die deutschen Waffen und die meisterhafte Staatskunst des Großen aus dem Sachsenwalde gebracht hatten, die plötzliche Erringung einer Machtstellung in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht nach den Jahrhunderten der Schwäche und Zerrissenheit, das alles benebelte die Köpfe der herrschenden Klassen, die weder nach außen noch nach innen die rechte Einstellung fanden. Aller Idealismus erprobt sich in der Lebensführung, über bloße Worte hinaus. Nichts kennzeichnet den hohen, reinen Idealismus der alten Burschenschafter besser als die Anforderungen, die sie an sich selbst und die Gestaltung ihres Lebens stellten: das war eine Vaterlandsliebe, die den ganzen Menschen ergriff und emportrug, eine Liebe, die strebte für die Einheit und Freiheit Deutschlands. Und wie schmerzlich berührt es, daß dann die Burschenschaften in den achtziger und neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts eine nach der andern das Keuschheitsprinzip aufgaben, bis auf zwei für alle Zeiten leuchtende Ausnahmen!

Es ist die Zeit, in der man sich hineingeboren fühlte in eine Nation, in eine Rasse, die als solche den andern Völkern weit überlegen war, in der man es daher nicht mehr als notwendig empfand, noch weiter an sich zu arbeiten: war man doch schon durch seine Abkunft besser, herrlicher als die Andern! Das innere Streben erlahmte. Auch in geistiger Hinsicht trat eine Verödung ein, wie sie die Periode der achtziger und neunziger Jahre charakterisierte. Ich will nicht davon reden, daß etwa seit 1905 durch die Jugendbewegung in einem Teil der Jugend eine starke Wendung zum Besseren einsetzte. Ich will hier auch nicht davon sprechen, mit welcher inneren Gesinnung die Kreise, die in den alten Gleisen blieben, und die im Kriege an Tapferkeit, an Opfermut vor dem Feinde Bewundernswertes geleistet haben, sich sonst zu den schweren Problemen, die uns der Weltkrieg aufgab, gestellt haben. Aber nach dem Kriege, als wir von dem namenlosen Unglück betroffen wurden, das die Feinde auf jede Weise gegen uns ausbeuteten, da trat bei diesen selben Kreisen keine innere Umkehr ein. Dieselbe Hybris, derselbe Hochmut, der sie vor dem Kriege erfüllte, der ihnen im Kriege die Einsicht in unsere wahre Lage verwehrte, sie blieben nicht nur, sie erfuhren noch eine Steigerung.

Wenn sich echte Religiosität erprobt an der Fähigkeit zum Schuldbewußtsein und zur Demut, dann haben diese Kreise religiös gänzlich versagt. Schuldbewußtsein nicht gegen die Feinde in der höchst merkwürdigen Weise, wie etwa F. W. Förster es predigt. Völker, die einen so großen Anteil an der Herbeiführung des Krieges haben wie die Ententenationen, und die uns zwangen, im Vertrag von Versailles unsere Unterschrift dazu zu geben, daß wir uns als die Urheber des Krieges bekannten, haben ihren Lohn dahin. Die Frucht der Lüge wächst aus diesem Vertrag heraus und bedroht ganz Europa mit Einsturz. Sondern Schuldbewußtsein gegen das eigene Volk, daß jeder bei sich suche, wie er, wie seine Schicht gefehlt hat, daß es zu solcher Katastrophe kommen konnte. Und Demut gegen das Schicksal, gegen das von Gott uns auferlegte Schicksal. „In der Höhe und als Heiliger wohne ich und bei dem Zermalmten und Geistgebeugten, zu beleben den Geist der Gebeugten und zu beleben das Herz der Zermalmten!“ Denn nur aus solcher Demut heraus erfüllt sich das Gemüt mit jener tragischen Grundstimmung, die unserer Lage entspricht, und die mit dem Willen zur Besserung und Umkehr im Vertrauen auf Gott zu der ernsten, stillen, entsagungsvollen Arbeit führt, die die Grundlage unseres Wiederaufstiegs bildet.

Davon aber ist nicht viel zu spüren gewesen. Es war diesen Kreisen selbstverständlich, daß alle Schuld bei den Andern war. Man empfand und dachte lediglich an die Momente, in denen andere Volkskreise gefehlt hatten und

legte diesen alle Schwierigkeiten zur Last, die durch unsere Niederlage bedingt waren. Bei sich selbst suchte man nicht, im Gegenteil, herrlich war Alles gewesen, wie man es gewollt und gemacht hatte, und so kam bei den Meisten nicht einmal der Gedanke auf, die eigene Lebensführung umzustellen, sich im Sinne der alten Burschenschaft rein, würdig zu machen für den nationalen Wiederaufbau. Sozialdemokraten, Pazifisten, Juden, das waren allein die Urheber unserer Katastrophe. Und wie immer bei solcher Gemütslage ist ein wilder Antisemitismus aufgetreten. Nicht ohne Anlaß von der andern Seite. Von einem krankhaften Ehrgeiz getrieben haben einige religiös entwurzelte Juden in verantwortungsloser Weise geglaubt, der Menschheit ein neues Zeitalter heraufführen zu können, haben ideologische Ostjuden deutsche Verhältnisse nach den Zuständen ihrer unglücklichen, kulturlosen Heimat beurteilt. Und gewiß haben Juden zu denen gehört, die in und nach dem Kriege sich bereichert haben, während Millionen in Armut herabsanken. So ungerecht auch hier jede Verallgemeinerung ist, die die Auswüchse, die schlechten Elemente einer andern Gemeinschaft zum Anlaß nimmt, um sich selbst innerlich zu überheben, so sehr die Sünden auf jüdischer Seite zum großen Teil die Frucht jahrhundertelanger Unterdrückung sind, man könnte einen wirtschaftlichen oder religiösen Antisemitismus noch verstehen. Aber die Art, in der der Antisemitismus sich heute gibt, bedeutet für die Religion selbst eine so schwere Gefahr wie der Versailler Friede letzten Endes für Frankreich.

Denn er ruht auf der sogenannten Rassentheorie, die heute so viele Gläubige findet und die doch innerlich so hohl ist, daß der, der sie zur Grundlage seiner Weltanschauung macht, nimmermehr ohne Schaden an seiner Seele davonkommt. Man bekämpft den Materialismus der sozialdemokratischen Theorie, und wer wollte leugnen, daß er teilweise verwüstend gewirkt hat? Aber man setzt an seine Stelle einen Materialismus, der den des Marxismus bei weitem überbietet, die ausschließliche Wertung des Menschen nach der Abstammung, nach dem Blut. Es ist hier nicht davon zu reden, daß diese Beurteilung des Menschen vom Standpunkt der Pferdezucht, nach den Ergebnissen der Untersuchung von Froschlaich, die die Seele, das Seelenleben ganz ausschaltet, von der Geisteswissenschaft nur als lächerliche Einseitigkeit betrachtet werden kann. Daß eine „arische" Rasse gar nicht existiert, daß niemand weiß, wie das ursprüngliche Verhältnis der Germanen zu den Indogermanen, von deren Sprache die ihre abstammt, zu bestimmen ist. Hier soll nur unterstrichen werden, daß eine solche Anschauung die Ethik der Evangelien aufhebt, für die jeder Mensch vor dem Glauben völlig gleich ist. Eine Gemeinschaft, die das „Völkische" in diesem ausschließenden Sinne zu ihrem Programm macht, verliert den Anspruch, den Anspruch von innen heraus, sich im Sinne der Evangelien christlich nennen zu können. Sie steht religiös hohl da und kann das durch kein Bekenntnis überdecken.

Aber sie tut mehr als das. Man kann die Bahnen der Evangelien verlassen und zu ihnen wieder zurückkehren, wenn man nicht den Zusammenhang mit dem verliert, der als Held im Glauben und Leiden durch sie hindurchgeht. Aber die Rassentheorie der „völkischen" Weltanschauung zerreißt jeden Zusammenhang mit ihm, sie schleudert ihn, der als Jude gelebt und gelitten hat, aus ihren eigenen Reihen. Und hier erhebt sich die riesengroße Gefahr dieser Anschauung für den Protestantismus. Denn die Ehre seines Namens ist bedroht, wenn sich solche nach ihm nennen, seinen Namen führen, die ihn zu seinen Lebzeiten als Juden beschimpft und verstoßen hätten. Man kann die Juden der Gegenwart, man kann die Juden in der Geschichte bekämpfen und hassen. Gründet man das auf die sogenannte Rassentheorie, so führt kein Weg zu ihm zurück, und um so schlimmer für die, die ihn dann noch auf den Lippen tragen!

Mit welcher Gleichgültigkeit aber wird dem in den weitesten Kreisen begegnet! Am stärksten empfindet man noch in manchen Kreisen der Gemeinschaftsbewegung, was man der Ehre seines Namens schuldig ist. Aber selbst in liberalen Kreisen erhitzt man sich zwar über die Frage des historischen oder Glaubens-Jesus, aber wie der Lebendige behandelt wird, nimmt man nicht so wichtig. Man streitet sich, inwieweit Gott als transzendent, inwieweit als immanent zu denken sei, aber während man in den geistigen und ethischen Spitzen um subtile Glaubensdinge ringt, wird dem Fundament des Glaubens der Boden weggezogen. Gewiß, man lehnt den „völkischen" Gedanken durchaus in dieser Form ab, aber wie Jesus Christus dadurch selbst betroffen wird, macht man sich nicht klar. Gewiß, auch in den Kreisen der deutschnationalen Orthodoxen würden viele vor solcher Konsequenz erschrecken. Man hat den Grafen Reventlow aus der „Deutschen Tageszeitung" entfernt, als er das Alte Testament als Ausgeburt des schlechten Prinzips hinstellte. Aber die Konsequenz besteht nicht minder, auch wenn man sie nicht merkt!

So ist denn auch die notwendige Folgerung aus diesem „völkischen" Glauben, da man doch an Jesus nicht vorbei kann, Christus sei „Arier". Man kann sich über solche Torheiten erheitern, Tatsache bleibt, daß ein führendes deutschnationales Blatt vor einigen Jahren erklärt hat: Viele gute Deutsche würden ihr Verhältnis zu Jesus ändern, wenn sich herausstellen sollte, daß er kein Arier gewesen wäre. Aber das wäre ja glücklicherweise nicht zu befürchten. Tatsache bleibt, daß eine große Anzahl starker Verbände, die politisch rechts stehen, sich christlich nennen, mit Betonung des Rassegedankens, d. h. lediglich davon ausgehen, daß Jesus Arier sei. Wie steht es mit den „völkischen" Verbänden des Hochschulrings auf den Universitäten? Ist bei ihnen „völkisch" im positiven Sinn zu fassen, wie man jetzt sagt, d. h. im Sinne der Weiter- und Höherentwicklung des historisch gewordenen Volkstums? Betonen nicht vielmehr die meisten eine nur durch das Blut gegebene Gemeinschaft im Sinnen, Denken und Handeln, in völliger Verkennung der nun einmal in der Geschichte für das physische und psychische Werden und Wachsen eines Volkes bestehenden Gesetze? In Potsdam haben zu Ostern fünfzehn solcher akademisch-völkischer Verbände getagt und Leitsätze angenommen, bei denen zum Schluß die Erziehung zur „christlichen" Persönlichkeit nicht fehlte. Gehört es nicht dazu, daß die religiöse Rede bei diesem Kongreß eine führende kirchliche Persönlichkeit gehalten hat, die es in einem wissenschaftlich geradezu kümmerlichen Aufsatze fertiggebracht hat, die aus jüdischen Kreisen der ersten nachchristlichen Jahrhunderte stammende Schmutzlegende, Jesus sei der uneheliche Sohn eines römischen Hauptmanns, auf Maria zu übertragen — wobei freilich die uneheliche Herkunft weggelassen wurde — und ihr die „arische" Herkunft zuzuschieben?

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen: eine nationale Bewegung, die wirklich die Tiefen des Herzens ergreift, müßte die Menschen, die sich ihr anschlössen, über sich hinausheben, würde ihnen einen neuen Geist und einen neuen Sinn geben. Wo ist davon in den Kreisen der sogenannten Intellektuellen, die sich heute als Träger nationaler Gesinnung ausgeben, in größerem Umfang die Rede? Gewiß ist es etwas sehr Positives, daß man jederzeit bereit ist, sein Leben fürs Vaterland herzugeben. Aber ist damit heute genug getan? Genügt die kriegerische Gesinnung, so ehrenvoll sie sein kann, so wenig wir sie für die Zukunft vielleicht entbehren können, genügt sie allein wirklich jetzt für uns? Soll ich an den Fanatismus der Juden vor der Zerstörung des zweiten Tempels erinnern, die sich in den ganz aussichtslosen Kampf gegen die Römer hineinstürzten und gegen die erdrückende Übermacht bis zum unseligen Ende nicht nachgeben und sich dabei bis zum letzten Augen-

blick noch selbst zerfleischten? Ist nicht in großen, wenn auch gewiß nicht in allen Kreisen der sogenannten nationalen Jugend noch im wesentlichen dieselbe Lebensauffassung wie vor dem Kriege? Weht durch diese nicht der Geist des Übermuts, der sich überall an der Wirklichkeit stößt und nun diese Wirklichkeit grimmig haßt, ohne sich selbst zu ändern? Glaubt man im Ernst, daß ohne innere Umkehr die Reinheit, die Tiefe, die Geistigkeit gedeihen kann, die befähigten, auf den Beruf vorzubereiten, unser Volk durch die vielen uns bevorstehende Jahre der inneren und äußeren Not zu lichten Höhen wieder emporzuführen?

Und so kommt es, daß solche Kreise wehrlos und hemmungslos alle jene geradezu grotesken Entstellungen der Tatsachen, alle jene Verleumdungen Andersdenkender aufnehmen, die ihnen von gewissen Seiten eingegeben werden. Das ist die Folge, das ist sozusagen die Strafe für eine Gesinnung, in der vornehmlich der Haß das treibende Element bildet, bei der das nationale Denken nicht durchströmt ist von den Grundforderungen, von den Grundwahrheiten ethischer und religiöser Weltanschauung.

Nein, mit solcher Gesinnung überwinden wir unser nationales Schicksal nicht. Man schreibt in den Kreisen, die sich um wahrhafte Erkenntnis unserer Lage, um verantwortliches Handeln mühen, es sei der Geist der Nüchternheit notwendig gegenüber einer bloßen Stimmung des Enthusiasmus und der Begeisterung. Aber so ist die Tiefe des Problems nicht erkannt. Nicht die Nüchternheit muß der Begeisterung entgegengesetzt werden, nicht nur das Gefühl der Verantwortlichkeit dem stürmischen Draufgängertum. Sondern gegenüber der Oberflächlichkeit, die davon redet, wir brauchten nur zu wollen und die alte Herrlichkeit erstünde wieder, müssen wir die Erkenntnis von dem furchtbaren Ernst der Lage predigen. Wir müssen verkünden, daß in unserer Not es nichts Anderes gibt als sich dem Schicksal, als sich Gott zu beugen, an uns selbst zu arbeiten und mit Hintansetzung unseres Ichs, unserer Generation, langsam, fromm und zäh für die Zukunft zu bauen. Das aber verlangt eine Überwindung des Ichs, die für die meisten nur durch die Religion gelingen kann. Denn die Religion kann jene Demut des Herzens geben, die sich der Wucht der Tatsachen zu beugen vermag, um von dort aus neu aufzubauen. Das verlangt eine innere Wahrhaftigkeit, die nimmermehr dort wächst, wo man im Kern der Religiosität den Ernst, die Selbstbesinnung vermissen läßt. Die Schicksalsfrage für die Zukunft des Deutschen Reiches lautet: soll ein Geist bei uns durchdringen, der lediglich die militärische Gesinnung der Vorkriegszeit, die gewiß ihr Notwendiges und Gutes hat, übernimmt? Soll eine Waffenfreudigkeit als Selbstzweck angesehen im Sinne eines gewissen Ritterideals die Gemüter restlos beherrschen oder der Geist, der als Grundbedingung für Alles, auch für den Befreiungskampf, die ethisch-religiöse Umschmelzung der Persönlichkeit ansieht? Das soll uns ein heiliger Lenz der Jugend werden, wo diese Jugend rein und ernst, erfüllt von der Tragik unserer Lage, sich in den Dienst des Vaterlandes stellt in jedem Augenblick ihrer Lebensführung. „Ihr sollt mir ein Volk von Priestern sein und ein heiliges Volk." Und in diesem Geist soll sie gläubig und geduldig auf die Zeit warten, um, wenn es not tun sollte, sich zu erheben, auf daß wir dann sagen können nach dem Dichter von 1813: „Das wird kein Krieg, von dem die Väter sagen, das wird ein hoher, wird ein heil'ger Krieg."

Leisten kann diese Erziehung für den größeren Teil unseres Volkes nur der Protestantismus. Und ob er es tut, das ist für uns die Lebensfrage. Aber wenn im Kriege die Pfarrer vorn in den Schützengräben und in der Heimat, den Kämpfenden wie den Zurückgebliebenen Trost zusprachen, sie mahnten, auszuharren für das Vaterland, dann sollten sie jetzt schweigen, wo nur eine religiös-moralische Wiedergeburt des Volkes uns noch retten kann? Schweigen zu den Einflüsterungen der Heilspropheten, die davon reden, wir könnten schon jetzt, wenn wir nur den Mut dazu aufbrächten, die Sklavenfesseln brechen? Freilich, die Führer des Protestantismus müssen den Mut haben, als „Unheilspropheten" aufzutreten. Sie müssen dem Volke die Wahrheit verkünden, daß jetzt die Aufforderung zum Kampfe, zum Trotz gegen die Feinde das Ende Deutschlands bedeuten würde. Sie müssen predigen, daß nur aus religiöser Wahrhaftigkeit die Vaterlandsliebe emporwächst, die unser schweres Geschick erfordert. Vielleicht, daß ein Teil der sogenannten Intelligenz in dieser Periode nicht zu hemmen, nicht zu bekehren ist. Aber der einfache Bürger und der Landmann auf dem Felde wird darauf hören, wenn man ihm von dem lebendigen Jesus, von der Verpflichtung gegen den lebendigen Jesus redet. Und der Augenblick ist da, wo man mit solchen Gedanken, mit dieser Schwere und diesem Ernst, auch den Arbeiter, der unter seelischer und materieller Not leidet, der Religiosität zurückzugewinnen vermöchte.

Noch ist es nicht zu spät. Die Zeit, die seit dem Kriege verstrichen ist, ist kurz. Aber ob wir bei der Wanderung durch das tiefe, tiefe Tal, durch das wir Deutsche nun einmal hindurchmüssen, voll Höhengesinnung erfüllt sind und so wieder dereinst zur Höhe schreiten, ob uns die Periode unseres Unglücks um unser Bestes, um unsere Tiefe und Wahrhaftigkeit bringt, darüber liegt die Entscheidung für einen Großteil unseres Volkes bei den berufenen Hütern des Protestantismus. Für diesen Teil und damit für das deutsche Volk überhaupt ist in deren Stellung und in deren Wirkung eingeschlossen das deutsche Schicksal.

Fabius

Transszendentalphilosophie und Theologie

7. Die Idee eines transszendentalen Systems und der Gottesbegriff

Gerade im Hinblick auf die Probleme der Transszendentalphilosophie und der Theologie ist das Ergebnis der drei Kritiken weder eindeutig noch zum Abschluß gebracht. Die Kr. d. pr. Vn. und die Kr. d. U. öffneten den Blick für ganz neue oder doch jedenfalls so nicht gesehene Dimensionen der „gegenständlichen" Welt, so daß die transszendentale Spannweite der Kr. d. r. Vn. dieser Erweiterung der „synthetischen Urteile a priori" gegenüber nicht mehr zulangte. Die beiden nachfolgenden Kritiken aber teilen insofern das Schicksal der ersten, als auch sie in oft schwer trennbarer Verflechtung neben der „gegenstand"-begründenden eine transszendentale Aufgabe miterledigen. Ebenso ist die Theologie über ihre transszendentale Abgrenzung in der Kr. d. r. Vn. hinaus keineswegs im positiven Verstande ausgefüllt worden. Die beiden Aufgaben, die somit am Schlusse des Kantischen Lebenswerks in Bezug auf Transszendentalphilosophie und Theologie ungelöst zurückbleiben, lassen sich in diese zwei Fragen zusammenfassen:

Welches ist die transszendentale Gesetzlichkeit der Vernunft überhaupt, die als theoretischer Verstand den Kausalzusammenhang der Natur, als praktische Vernunft den Freiheitsbereich der Sittenwelt und (welche dritte Richtung für Kant aber niemals objektive Selbständigkeit gewinnt) als ästhetisch-teleologische Urteilskraft den Zweckzusammenhang der Kunst- und Kulturwelt des Menschen sinngebend aufbaut?

Und welcher Art ist das Verhältnis einer so die Prinzipien der möglichen apriorischen Gesamterkenntnis systematisch in sich befassenden Transszendentalphilosophie zum Transszendenten und damit zu einer Theologie im positiven Verstande?

In der Auflösung dieser Fragen würde sich die von seiten der Philosophie allein mögliche radikale Begegnung von Autonomie und „Theonomie" vollziehen müssen.

Kants nachgelassenes Werk (n. W.) *) vermag bei seinem fragmentarischen und in vielfältigen Widersprüchen und offenen Problemen uns ratlos lassenden Zustand nicht in irgendeinem Sinn Hoffnung auf die Bewältigung dieser Fragen zu erwecken. Jede in die Tiefe gehende Auseinandersetzung wird den manchmal kühnen und geistvollen Formulierungen des Alterswerks ihren wirklichen Sinn oft erst aus den „Kritiken" zuweisen können, und daher in diesen das Fundament des Kritizismus aufsuchen müssen. Wohl aber mag nachträglich an den Fragestellungen des n. W. die Haltbarkeit einer Deutung Bestätigung finden. Das darf für die vorliegende Betrachtung in doppelter Hinsicht zugestanden werden. Die beherrschende Stellung der Transszendentalphilosophie im Denken Kants wird durch den Versuch ihrer Neudarstellung — und zwar unter Anschluß an ihre historische Gestalt, aber unter Erstreckung auf die Gesamtproblematik der Philosophie — bestätigt. Nach der andern Seite aber kann der damit verbundene Verzicht auf jedwede philosophische Gotteserkenntnis, d. h. also insbesondere die Ablehnung auch des moralischen Beweises, nur die Linie unterstreichen, die hier durch die theologische Problemauffassung hindurchgezogen wurde.

„Die Transszendentalphilosophie ist subjektiv das Prinzip synthetischer Erkenntnisse (prioria) aus Begriffen; objektiv aber das System der Ideen aus demselben" (1884 **), 365). Diese Definition verknüpft die „transszendentale Hauptfrage" in der Art mit der „transszendentalen Ideenlehre", daß in jener das Interesse des „transszendentalen Subjekts" als Prinzip aller Erkenntnis, in dieser das des „transszendentalen Objekts" als der systematischen Begrenzung an einem „Gegenstand überhaupt" (s. oben Kap. 4) zum Ausdruck kommt, ohne daß dabei an zweierlei Arten Transszendentalphilosophie zu denken wäre ***). Die Transszendentalphilosophie greift über Subjekt und Objekt hinaus, indem sie als Ursprung aller aprioriischen Synthesis beider Aufeinanderbezogenheit für jedwede Erkenntnis transszendental ermöglicht. Nicht die stärkere oder geringere Betonung des subjektiven oder objektiven Charakters, sondern die entschlossene Wahrung der Vernunft *autonomie* entscheidet über den methodischen Geist der neuen Transszendentalphilosophie. Diese war durch Kants ganze kritische Arbeit unmißverständlich sichergestellt. Jetzt aber wird es ihm wichtig, auf dieser methodischen Basis die transszendentale Reichweite aller möglichen Erkenntnis a priori auszugrenzen, einen Entwurf der transszendentalen Selbstgesetzgebung vorzulegen, der die Prinzipien aller möglichen aprioriischen Erkenntnis auf das System aller a priori möglichen Gegenstände bezieht.

Die Ausführung solchen Entwurfs überstieg Kants Kräfte. So gewahren wir nur immer wieder, wie er in ihm nie genug tuenden Ansätzen die Reichweite dieser Aufgabe sich vergegenwärtigt. „Die Transszendentalphilosophie ist der *Inbegriff aller Formen*, in welchen die synthetische Erkenntnis a priori sich selbst zum Objekt darstellt" (315), in denen sie sich „in dem *absoluten Ganzen des Systems*" objektiviert. Ohne ihre Ermöglichung gibt es keinerlei Gegenstandserkenntnis; denn in ihr erst werden „alle Regeln des Philosophierens auf ein Prinzip zurückgeführt" (364). Dieses Prinzip aber wird jetzt nicht mehr bloß Prinzip der spekulativen (theoretischen) Erkenntnis sein können. „Transszendentalphilosophie ist das allgemeine Prinzip der theoretisch-spekulativen und moralisch-praktischen Vernunft in einem System der Ideen beider vereinigt vorgestellt" (364). Es ist jetzt ihr „höchster Standpunkt", in dieser „Verbindung von Natur und Freiheit" in der transszendentalen Autonomie (354) die Vollendung des Systems der Vernunftprinzipien darzustellen *).

Diese grundsätzliche Erweiterung der Aufgabe führt auf der andern Seite daher auch zu einer — freilich nicht eindeutig festlegbaren — neuen Ordnung der Ideen selbst. Der Primatstellung der praktischen Vernunft entsprechend tritt an Stelle der Seelenidee der unter das Pflichtgebot gestellte Mensch neben Gott und Welt. „Der Transszendentalphilosophie höchster Gegenstand Gott, die Welt, und dieser ihr Inhaber, der *Mensch in der Welt* in einem das All der Wesen vereinigenden System der reinen Vernunft vorgestellt" (339). Dieser Mensch trägt aber stark die Züge jener *wirklichen* Freiheit aus der Urteilskraft; er steht in der Mitte zwischen dem Übersinnlichen und dem Sinnlichen (= „Gott und die Welt"; 325) und ist daher der „Begriff des sie vereinigenden Subjekts" (327). Dieser Mensch in seiner übersinnlich-sinnlichen Wirklichkeit ist die einzig mögliche Wurzel eines die Autonomie der Vernunft durch sich erwirkenden transszendentalen Systems. „Man kann Gott und die Welt nicht in die Idee Eines Systems (universum) bringen, sondern da sie heterogen ... durch einen Mittelbegriff" (339). Dies Mittel aber ist „Ich der Mensch, ein Weltwesen selbst, beide verbindend" (338).

Auf solche Weise wird die Angel des Gottesbeweises in der Kr. d. U.: die *Tatsache* der Freiheit, nunmehr die Grundlage der Transszendentalphilosophie. Dies Ergebnis darf als der *kritische* Höhepunkt in der transszendentalen Entwicklung Kants bezeichnet werden. Nur die Idee des Menschen als „Persönlichkeit" (378) kann der transszendentalen Ideenlehre die Wirklichkeitsgrundlage geben. Das *Dasein* Gottes mag Welt und Mensch in den Schatten stellen. Die *Idee* Gottes als ein Faktor im transszendentalen System hat nur Geltung als Selbstschöpfung der in jener Persönlichkeit sich einsetzenden Autonomie der Vernunft. Von ihr her gewinnt der „transszendentale Idealismus" die Schlüsselgewalt zur „Eröffnung aller Geheimnisse des ganzen Weltsystems" (339). „Transszendentalphilosophie ist die Autonomie der Ideen, insofern sie unabhängig von allem Empirischen ein unbedingtes Ganzes ausmachen und *die Vernunft sich selbst zu diesem als einem absonderlichen System konstituiert*. Gott, Welt und Freiheitsbegriff der vernünftigen Wesen *in* der Welt" (369).

Für die philosophische Auswertung all dieser große Perspektiven eröffnenden Sätze kann nur auf die Ideenlehre der Kr. d. r. Vn. zurückverwiesen werden. Aber es besteht die *eine* große Differenz: die jetzt intuitiv Kant aufgehende Transszendentalphilosophie weiß um die Wirklichkeit des Menschen in seiner sittlich-schöpferischen Bedeutung. Sie ist nicht mehr bloß eine Rückwendung des spekulativen Wissens zu seiner in der Vernunft es regulierenden systematischen Einheit, sondern die Rückwendung der gesamten menschmöglichen Erkenntnis des Sinnlichen, Übersinnlichen und der Mitte zwischen beiden zu seinem autonomen Ursprung. „Transszendentalphilosophie ist die Doktrin von dem Inbegriff der Ideen, die das Ganze der synthetischen Erkenntnis a priori aus Begriffen in einem System sowohl der theoretisch-spekulativen als der moralisch-praktischen Vernunft unter Einem Prinzip enthalten, durch welche das denkende Subjekt *sich selbst* im Idealismus nicht als Sache, sondern *als Person konstituiert* und jenes Systems der Ideen selbst *Urheber* ist" (378).

*) Eine vollständige Ausgabe scheint jetzt endlich im Rahmen der Akademischen Ausgabe gesichert. Ein größerer Teil ist von R. *Reicke* in den Jahrg. 1882—84 der Altpreußischen Monatsschrift veröffentlicht. Als vorläufige Quellengrundlage dient die besonnene Monographie von *Erich Adickes*. Berlin 1920. 855 S.

**) Auf diesen Jahrgang der Altpr. Mon. beziehen sich alle Zitate.

***) Vgl. *Adickes* 747, der diese von der Kr. d. r. Vn. her sich ergebende Erklärung verfehlt.

*) 368 wird sogar ausnahmsweise die „ästhetische Vernunft" mit der „spekulativen" und „moralisch-praktischen" in das System einbezogen.

Die Dreifaltigkeit des Ideensystems wird auch hier wieder an einer in das Mittelalter hinabreichenden Analogie vergegenwärtigt: „ens summum, summa intelligentia, summum bonum *) — Welt, Menschenpflicht und Gott" (369, vgl. z. B. auch 362). Diese Beziehung des Menschen auf die Weisheit und den „Geist" ist nur im Hinblick auf diese Schöpfungstat der autonomen Transszendentalphilosophie verständlich. Das deus sive natura Spinozas verwandelt sich für Kant in die allumspannende Realität des in der Transszendentalphilosophie sich erschaffenden Geistes. „Der Geist des Menschen ist Spinozas Gott und der transszendentale Idealismus ist Realismus in absoluter Bedeutung" (384). „In mir" ist „Gott gesetzgebend" (572). „Transszendentalphilosophie ist die Selbstschöpfung (Autokratie) der Ideen zu einem vollständigen System der Gegenstände der reinen Vernunft. In der Bibel heißt es: Lasset uns Menschen machen, und Siehe, es war Alles gut" (373).

So endet das transszendentalphilosophische Ringen Kants in einer Apotheose des philosophierenden Menschen. Die Philosophie, indem sie aus eigner Wirklichkeitskraft ihr transszendentales Fundament sich selber legt, wird zum Herrn über Gott und Welt. Die Idee der Kantischen Transszendentalphilosophie, wie sie aus den Andeutungen des nachgelassenen Werks auf Grund der kritischen Entwicklung bis zu ihm hin sich erschauen läßt, stellt die gewaltigste Rechtfertigung der Autonomie des Menschengeistes dar, die das neuzeitliche Denken hat hervorbringen können.

Gerade dadurch aber vermag sie nach der andern Seite von jeder anthropomorphen Vergewaltigung des Transszendenten sich freizumachen. Die Eingliederung des gegenständlichen Erkenntnisgehalts auch der Kr. d. pr. Vn. und der Kr. d. U. unter das transszendentale System der Autonomie macht es unmöglich, von irgendeinem durch die Autonomie nicht umfaßten Außenpunkt ins Jenseitige durchzustoßen. Es gibt nichts innerhalb der Philosophie, was sich der Autonomie entziehen könnte. Aber gerade deswegen ist es der Philosophie versagt, das „An sich" der Welt und das „An sich" Gottes auf irgendeine Weise zu erfassen. „Die Transszendentalphilosophie geht vor der Behauptung der gedachten Dinge (d. i. der gegenständlichen Erkenntnisse) voraus als ihr Urbild, wohin sie gestellt werden müssen" (314); aber hinter die „wirklichen" Dinge getraut sie sich nicht zu kommen. „Ob ein Gott sei; ob es ein absolutes Weltganzes oder Welten gebe, hierüber wird nichts ausgemacht" (375). Das Nichtwissen in Bezug auf den wirklichen Gott aber erstreckt sich auch auf den früheren Beweis der Ethikotheologie. „Gott ist nicht ein Wesen außer mir, sondern bloß ein Gedanke in mir. Gott ist die moralisch praktische sich selbst gesetzgebende Vernunft. — Daher nur Ein Gott in mir, um mich und über mir." (412) **).

Man würde offenbar gänzlich fehl gehen und dem Geist der ganzen Transszendentalphilosophie von Grund auf widersprechen, wollte man in solchen Sätzen irgendeine Einschränkung des wirklichen Gottes in das Reich der Moralität oder gar seine Leugnung suchen. Kant bescheidet sich als Philosoph, den Gottesbegriff auf irgendeine Weise religiös auszuwerten. Die Frage aber nach der „Religion" Kants darf in diesem Zusammenhang nicht gestellt werden. Nur soviel ist gewiß, daß die Autonomie der Transszendentalphilosophie keinen Zweifel gegen den transszendenten Gott einschließt. Denn sie allein vermag die wirkliche Transszendenz vor philosophischem Zugriff zu sichern.

8. Die idealistische Religionsphilosophie

Wenn im Zusammenhang mit dieser großen Auseinandersetzung zwischen Autonomie und Transszendenz, die durch Kants Lebenswerk sich hindurchzieht, noch eine Beziehung zur idealistischen Religionsphilosophie hergestellt werden soll, so kann es sich nur um eine Abgrenzung handeln. Der transszendentale Systemgedanke wird durch Fichte, Schelling und Hegel aufgenommen und fortgeführt. Wie eng Fichtes „Tathandlung" als Grundlage der Wissenschaftslehre mit der im transszendentalen Idealismus sich konstituierenden „Person" Kants sich berührt, braucht kaum ausdrücklich gesagt zu werden. Schelling hat, auch im Namen Kant sich anschließend, ein System des transszendentalen Idealismus entworfen, und Hegel hat die Autonomie der wissenschaftlichen Vernunft in unerreichter Kraft der Vereinigung und Umspannung als „Resultat" des „Sichselbstwerdens" dargestellt. „Der Geist, der sich so entwickelt als Geist weiß, ist die Wissenschaft." Wovon Kant nur die Idee zu erschauen vermochte, das hat der deutsche Idealismus in kühnen Entwürfen hervorgebracht: das aus der transszendentalen Vernunfteinheit sich organisierende System der Gegenstände der Erkenntnis.

Aber all diesen Entwürfen geht in dem für uns entscheidenden Punkt die kritische Grundhaltung Kants verloren. Der deutsche Idealismus hat mit der Romantik das gemein, daß er das Absolute als den Gegenstand unendlicher Sehnsucht in die Erscheinung — und wenn es auch die Erscheinung des Logischen in dem opus des philosophierenden Menschen wäre — zwingen möchte. Für Hegel ist der „Inhalt der Logik" die „Darstellung Gottes". Zwar verwahrt er die Religion vor den „Zugriffen der sinnlichen Vorstellungen und der endlichen Kategorien des Denkens", die den „religiösen Inhalt" „zunichte machen". Aber das ist nur Kritik eines mißverstehenden „Rationalismus". Die Religion erfüllt sich in der Philosophie. „Das Absolute ist der Geist: dies ist die höchste Definition des Absoluten. Diese Definition zu finden und ihren Sinn und Inhalt zu begreifen ... war die absolute Tendenz aller Bildung und Philosophie; auf diesen Punkt hat sich alle Religion und Wissenschaft gedrängt: aus diesem Drang allein ist die Weltgeschichte zu begreifen." Wenn „andächtige Versenkung in die im denkenden Geiste wirkliche Einheit mit Gott, Bewußtsein der Freiheit als wesentliches Moment der religiösen Erkenntnis und Bejahung der Kulturziele der Menschheit als einer Erscheinung des göttlichen Lebens selbst" die „drei Grundzüge der idealistischen Frömmigkeit" *) sind, dann kann der Gegensatz zu Kant nicht schärfer offenbar werden. Indem der Idealismus die Gottesidee wieder für Gott selbst nimmt, indem er die transszendentale Autonomie der Vernunft als das transszendente Absolutum setzt, lenkt er an diesem Punkte, wenn auch von dem entgegengesetzten Ausgangspunkt in die „Transszendentalphilosophie der Alten" zurück.

9. Die Grundfrage der Theologie

Diese Charakteristik ist einseitig. Sie will nur um so entschiedener darauf hinweisen, wo allein die Bedingungen für die Selbständigkeit der Theologie zu suchen sind. Sie sind nicht den „Gebildeten" durch freundliche Zugeständnisse und wohlmeinende Hinweise auf eine religiöse Provinz des Bewußtseins abzulocken; aber sie geraten erst recht in Verlust, wenn der Idealist bereitwillig für den bedrängten Theologen in die Bresche springt. Sie vertragen keine Religionsphilosophie **) und keinen religiösen Idealismus. Sie bleiben nur da in Geltung, wo die Autonomie der Erkenntnis bis in ihre transszendentalen Grenzen sich ausmißt und dadurch sich instand setzt, der ihr ergreifbaren Welt der Gegenstände das Gesetz ihres Sinnes einzubilden; dadurch allein aber auch davor bewahrt bleibt, Gott in die inneren Angelegenheiten dieses autonomen Bereichs hineinzuziehen

*) Höchstes Sein, höchste Weisheit, höchstes Gut.

**) Vgl. Adickes S. 819, und zur allgemeinen Frage sehr gut: S. 722.

*) Hirsch, Zeitschrift für systematische Theologie 1, 569.

**) Sofern man darunter nicht die interessante, aber harmlose Betrachtung und Vergleichung der religiösen Erfahrungsmannigfaltigkeit versteht, und Ähnliches.

und den Zugang zu seiner Mensch und Welt transszendierenden Wirklichkeit sich auf immer zu verschließen. In diesem Sinne darf die Frage nach der Grundlegung der Transszendentalphilosophie als Propädeutik zur Grundfrage der Theologie bezeichnet werden, die nun ihrerseits freilich eine Wirklichkeit betrifft, vor der alle methodischen Erörterungen scheitern müssen. Vor ihr gilt nicht Kritik, sondern das schlichte Zeugnis. Mit einem solchen sei daher diese Erinnerung beschlossen:

„Ich verehre die Nachrichten der Evangelisten und Apostel und setze mein demütiges Vertrauen auf das Versöhnungsmittel, wovon sie uns historische Nachricht gegeben haben; oder auch auf irgendein Anderes, was Gott in seinen geheimen Ratschlüssen verborgen haben mag ..." Aber „... es bleibt mir nichts, um dieser göttlichen mitwirkenden Kraft teilhaftig zu werden, übrig, als meine mir von Gott erteilten natürlichen Kräfte so zu brauchen, daß ich dieser seiner Beihilfe nicht unwürdig, oder, wenn man lieber will, unfähig werde." (Kant an Lavater; 1775.)

Bremen Hinrich Knittermeyer

Herrmanns Dogmatik

§ 35. Die Unsterblichkeit des Menschen

Der Widerspruch des Gottesschicksals mit dem Gottvertrauen des Frommen ist in der alttestamentlichen Frömmigkeit nicht überwunden. Einen Beweis dafür, daß die menschliche Existenz den Tod des Leibes überdauert, können aber auch wir nicht führen. Die Behauptung, daß die menschliche Seele in sich selbst die Kraft unzerstörbaren Lebens habe, ist weder biblisch (1. Tim. 6, 16), noch läßt sie sich aus dem, was wir von der Seele wissen, ableiten. Die Wissenschaft kennt überhaupt keine Seele. Sie kann nur einzelne Vorgänge feststellen, die wir als Bewegungen des Bewußtseins von räumlichen Bewegungen unterscheiden. Wir nennen sie deshalb innere Vorgänge. Daß sie in ihrer Gesamtheit zusammengefaßt sind in dem lebendigen Wesen einer Seele, davon wissen wir nichts. Wohl aber wissen wir, daß sie in der Art ihres Auftretens von räumlichen Bewegungen, und zwar zunächst in unserem eigenen Körper, begleitet und bedingt sind. Daraus folgt offenbar, daß da, wo der Leib zerfällt, auch die Erscheinungen des Bewußtseins nicht mehr wahrgenommen werden können. Der Gedanke, daß nach dem Tode des Leibes die Seele als ein an sich unsterbliches Wesen weiter lebe, ist nicht biblisch, sondern platonisch, und er steht im Widerspruch mit der Tatsache, daß die inneren Vorgänge des Bewußtseins in einer für uns unerforschlichen Weise durch Veränderungen im leiblichen Leben bedingt sind. Der volle Ernst des Todes oder das Bewußtsein der tatsächlichen Vergänglichkeit des Lebens, das wir in der Welt haben, muß uns so ergriffen haben, wie es im Alten Testament zum Ausdruck kommt, bevor wir die wunderbare Macht fassen können, die uns tatsächlich über den Tod erhebt. Der christliche Unsterblichkeitsgedanke spricht nicht etwas aus, was jeder denkende Mensch schließlich wissen kann, sondern eine Tatsache, die bestimmte Menschen in ihrem Glauben an Gott erfahren müssen. Aber uns Christen muß allerdings das klar sein, daß lebendige Religion sich unmöglich in der Vorstellung fortsetzen kann, der Mensch werde durch den Tod vernichtet. Es ist auch nicht schwer zu zeigen, wie die Zuversicht eines unvergänglichen Lebens ein wesentliches Element unseres Glaubens wird.

Die antike Vorstellung von der gänzlichen Hoffnungslosigkeit einer Schattenexistenz im Todesreich findet sich auch in der klassischen Zeit Israels im Alten Testament; sie steht aber im Widerspruch mit der im Alten Testament Glaube lehrenden Hingabe an den allmächtigen Gott. Ein solcher Glaube ist immer ein Erwachen des Menschen zu wahrhaftigem Leben, und er wird schließlich immer die Gewißheit, daß dieses Leben nicht untergehen kann, in uns schaffen. Denn von einem Wesen, das wirklich von der väterlichen Liebe Gottes umfaßt wird, können wir gewiß nicht denken, daß es in der Welt Gottes vernichtet werden sollte. Diesen Gedanken spricht Jesus aus, wenn er den Sadduzäern gegenüber die Unsterblichkeit des Menschen damit begründet, daß Gott nicht ein Gott der Toten, sondern der Lebenden ist (Luk. 20, 38).

Wir können uns aber auch nicht denken, daß das unvergängliche Leben, dessen wir uns im Glauben bewußt werden müssen, ohne einen Leib verwirklicht werden könnte. Denn wir wissen, daß die Gemeinschaft mit Gott, zu der wir bestimmt sind, und die unser ewiges Leben bedeutet, uns nur in der Gemeinschaft mit anderen, von Gott geschaffenen Personen möglich ist (Matth. 22, 39). Da wir aber mit solchen Personen nur verkehren können durch ein Darstellungsmittel unseres inneren Lebens oder durch einen Leib, so geht die Hoffnung des Glaubens nicht bloß auf die Unsterblichkeit der Seele, sondern auf ein unvergängliches Leben des Menschen in einem Leibe, der vollkommener ist als der jetzige (1. Kor. 15, 35—50).

Ein ernster Mensch wird aber den Gedanken seiner eigenen Unsterblichkeit nur dann ertragen können, wenn er sich auch der Anfänge eines Lebens in ihm selbst bewußt wird, das sich nicht auflöst. Ein solches unerschöpfliches Leben aber eröffnet sich uns nur in den Erkenntnissen des Glaubens und in der durch dienende Liebe begründeten Verbindung mit anderen Personen (1. Kor. 13, 8). Deshalb ist für unseren Glauben auch der Gedanke wahr, daß wir jenseits des Todes die Unvergänglichkeit des Menschen wiederfinden sollen, die wir wirklich lieben.

Wir suchen vergeblich nach Beweisen für die Unsterblichkeit des menschlichen Individuums. Aber wir sollen darum kämpfen, daß wir gegenwärtig in uns die Anfänge eines unerschöpflichen Lebens anschauen können. Wenn das uns eine zweifellose Tatsache wird, so erwächst daraus von selbst die Zuversicht, daß eine Lebensmacht uns ergriffen hat, die den Tod, den wir in der Welt leiden müssen, überwinden wird (1. Kor. 15, 21, 55).

§ 36. Das Ziel des Menschen

Der Gedanke, daß die für unser Erkennen unbestimmte Vielheit der Welt dennoch ein von Gott beherrschtes Ganzes sei, wird in uns dadurch befestigt, daß wir die ihm entsprechende Anschauung gewinnen. Wir besitzen sie dadurch, daß wir in unserem Glauben die Anfänge dessen erleben, was uns als das ewige Ziel aller Menschen verständlich ist. Werden wir in dem Erwachen reinen Vertrauens der Wirklichkeit Gottes uns bewußt, so erwächst daraus auch die Erkenntnis dessen, wohin Gott uns führen will. Die Menschheit soll einmal durch Gott zu einer vollkommenen Gemeinschaft werden, in der jeder Einzelne unerschöpfliche Aufgaben und ein unendliches Wachsen seines persönlichen Lebens findet. Nur deshalb kann das Gebot der Nächstenliebe, das solche reine Gemeinschaft unter Menschen zu unserem höchsten Ziel macht, dem Gebot der Gottesliebe gleichstehen. Weil wir zu Gott das Vertrauen haben, daß sein allmächtiges Wirken uns zu diesem uns anschaulichen Ziel bringt, werden uns die für uns grenzenlosen Bedingungen unserer Existenz ein Ganzes als die Mittel für diesen Zweck.

Dieser teleologische Ursprung des Gedankens eines Weltganzen wird im Pantheismus verkannt, der ohne Zweifel die wissenschaftliche Begründung nicht hat, deren er sich zu rühmen pflegt, der aber auch trotz der entgegengesetzten Absicht irreligiös und unsittlich wirken muß. Ein ähnlicher Fehler liegt aber auch vor in der orthodoxen Behauptung, daß der Gedanke einer göttlichen Vorsehung, die die Welt zu einem weise geordneten Ganzen macht, rational begründet sei, und in allen Versuchen einer Theodizee bei Theologen und Philosophen.

Wilhelm Herrmann †

Jesus und Nikodemus

Der Abend sinkt. Des Dunkels Schleier legen
Sich um Gemüter, die sich wild erregen —
Des Hasses und des Abscheus rasche Flammen,
Sie sinken vor des Wirtes Blick zusammen,
Der Eßgeräte still zur Seite legt,
Die Hand aufs Herz, die Lippen stumm bewegt.
„Was ist euch, edler Nikodemus, sprecht?"
„Was ihr euch über jenen Mann erfrecht
An meinem Tisch als Gäste laut zu sagen —
Steht Rede mir, wie konntet ihr es wagen!
Wen hat der Gütige von euch gekränkt?
Wem nahm er Etwas, er, der immer schenkt!
Wies er euch je mit niedriger Gebärde
Zurück, daß ihr ihn zeiht? Er, der Gefährte
Der Armen, Hilflosen und der —" „Verbrecher!"
Schreit wüst und lärmend ein betrunkner Zecher.
„Du hast des Guten heut zuviel getan.
Bringt ihn hinaus!" Die Gäste fehn sich an —
Will Nikodemus sich an Jesus schließen,
Sein Jünger werden? „Mögs euch nicht verdrießen,
Ich rufe heut noch den Verfehmten her.
Ich will ihn sprechen. Wie, mein Saal wird leer —
Nicht Dank noch Abschied? Sei's! Ruft mir den Mann,
Daß ich ihn endlich einmal sprechen kann!"
Die Diener lächeln. Einer eilt davon —
Er kennt den Weg — er ging ihn öfters schon —
Heut geht er endlich ihn für seinen Herrn,
Es jauchzt in ihm, wie dient er heut ihm gern!
Beraubt des Atems vom zu raschem Lauf,
Bringt er dem Heiland Botschaft. „Wacht er auf?
Ich wußte, daß er zu mir senden würde.
Sag ihm, ich folg dir! — Eine neue Bürde
Gibt mir der Herr." „Einer vom hohen Rat."
„Er will dein Jünger werden?" Jesus bat
Die Jünger noch, sich dessen nicht zu freuen,
Dann ging er in die Nacht — den Bund erneuen,
Den er mit Gottes Kämpfergeist geschlossen.

„Er kommt nicht mit?" den Diener frug verdrossen
Des Hauses Herr. „Er folgt mir auf dem Fuß."
„Stell Brot und Wein zurecht!" „Nehmt meinen Gruß!
Ihr batet mich, zu euch zur Nacht zu kommen.
Hier bin ich." „Dank." Der Ratsherr schwieg beklommen,
Vor soviel Hoheit fühlt er sich befangen.
„Viel besser wäre ich zu ihm gegangen",
So zuckt Erkenntnis lichtend durch sein Hirn.
„Ich sehe euer Schicksal sich verwirrn."
„Mein Weg ist klar." „Nein, ihr seid in Gefahr."
„Gefahr ist nichtig, acht ich nicht das ‚war'.
Was ist vergangen? Ist es je das Licht?
Das Dunkel weicht, das Licht dem Dunkel nicht."
„Ihr seid ein Mensch!" „Mein Körper ist die Nacht,
Ist er vergangen, strahlt des Lichtes Pracht.
Auch du wirst dieses Licht erglänzen sehen,
Fällt meine Hülle — werd ich auferstehen."
Da senkte Nikodemus still das Haupt.
An soviel Gleichmut hat er nicht geglaubt.
Hier trösten, warnen? Achtungsvoll betrachten,
In Liebe folgen, die Gefahr nicht achten —
Das wars, was diesem Mann von ihm gebührte!
Wie heiß die Demut ihre Flammen schürte!
War es die Scham, die rot ihn überschlug?
„Sag mir ein Wort!" Des Heilands Auge frug
Im Alles-wissen tief in ihn hinein.
„Sei ohne Falsch, du wirst mein Jünger sein."
„Um dieses Eine?" „Nur dies Eine sag ich.
Was daraus folgt, als meine Bürde trag ich
Es bis zum Kreuz — trag ich nicht schwer genug?"
Der Heiland lächelt. Nikodemus frug
Nicht weiter ihn — er sah still in die Nacht.
„Gib mir die Hand. Bald hab ich es vollbracht.
Wenn über meinem Grab das Licht erstanden,
Denkst du daran, wie wir uns heute fanden."
Der Heiland ging. Der Ratsherr sah ihm nach.
„Sei ohne Falsch", war alles, was er sprach.
„Ganz ohne Falsch? Als Mensch und auf der Erden?
Im hohen Rat? Das brächte viel Beschwerden.
„Gib auf das Amt!" „Nein, nein!" Wer rief das laut?
„Nein, nein!" Er hebt den Kopf. — Der Morgen graut,
Da kehrt der Heiland zu den Jüngern wieder.
„Du kommst allein!?" — „Der Morgen steigt hernieder,
Zum letzten Weg folgt mir — nach Golgatha —."
„Wovon spricht er?" Der Heiland niedersah
Auf seiner Jünger angstverstörte Schar:
„Folgt mir hinauf! Des Lichtes Weg ist klar."

Johanna Weichelt

Die Eigengesetzlichkeit des Gesellschaftslebens

Das Mittelalter betrachtete die Frage der Gesellschaftsgliederung, der Wirtschaftsgesinnung, des Rechts, des Staats, der Volkserziehung als Gegenstände der religiös-sittlichen Beeinflussung. Die katholische Kirche stellte oberste Gesetze für ihre Regelung auf und vermochte sie im wesentlichen auch durchzusetzen. Namentlich die wirtschaftlichen Probleme wurden von ihr mit Energie in Angriff genommen; die Kirche verbot den Wucher und das Zinsnehmen, forderte „den gerechten Preis", verlangte Rechtlichkeit und Billigkeit im wirtschaftlichen Verkehr.

Seit der Reformation haben sich mehr und mehr die großen Gesellschaftsgebiete, wie Recht, Staat und Wirtschaft von der religiös-sittlichen Beeinflussung emanzipiert. Wie kam dies? Luther selbst hat ja eine Gesellschaftstheorie aufgestellt, die nicht minder geschlossen war als die katholische Gesellschaftstheorie des Mittelalters; aber dadurch, daß er die Regelung der Rechts- und Staatsfragen den Landesherrn überantwortete, trug er gleichzeitig dazu bei, daß diese in jenen Fragen ihre eigenen Wege gingen. Sie ließen sich naturgemäß mehr von ihren persönlichen Machtinteressen als von religiös-sittlichen Idealen leiten, und wenn auch die überkommenen Abhängigkeitsverhältnisse und die starre Standesgliederung, wie sie Luther als Ausfluß göttlichen Willens gerechtfertigt hatte, noch bestehen blieben, so entschwanden doch bei dem von ihnen geordneten Recht und der von ihnen geregelten Wirtschaft mehr und mehr die religiös-sittlichen Maßstäbe. Schließlich haben die technische Umwälzung seit Ende des achtzehnten Jahrhunderts, das Aufkommen des modernen Industrialismus und Kapitalismus der Lutherschen Gesellschaftstheorie vollends den Boden entzogen. Das alte patriarchalische Verhältnis von Meister und Gesellen wurde im modernen Großbetrieb zu einer Unmöglichkeit. Für den Kampf zwischen Großbetrieb und Kleinbetrieb bedurfte es einer neuen eigenartigen Einstellung. Zudem wurden die großen Freiheitskämpfe im neunzehnten Jahrhundert, der Kampf des Bürgertums um politische Freiheit, der Kampf der Arbeiterklasse um sozialen Fortschritt ohne oder gegen die Kirche geführt, so daß religiöse Einflüsse hier von vornherein fehlten.

Man kann sagen, daß wesentliche Teile unserer modernen Kultur und unseres modernen Gesellschaftslebens ohne Beeinflussung durch religiöse Kräfte aufgebaut worden sind und daß sie auch heute im Wesentlichen der inneren Verbindung mit diesen Kräften entbehren. So ist das entstanden, was man die „Eigengesetzlichkeit" der großen Gesellschaftsgebiete genannt hat, ein Zustand also, bei dem die einzelnen Gesellschaftsgebiete die letzten Motive für ihre Gestaltung und Änderung ausschließlich aus ihrer besonderen Wesensart und ihren eigenartigen Triebkräften entnehmen, ihre Daseinsgesetze gewissermaßen in sich tragen, aus denen sich dann alles Andere von selbst ergibt. Man hat diesen Zustand der Freimachung von religiös-kirchlichen Einflüssen als einen großen Fortschritt angesehen und es als ein großes Verdienst von Luther gepriesen, daß er diesen Prozeß entscheidend gefördert habe. Auch Naumann in seinen Briefen über Religion hat diesen Standpunkt vertreten. So heißt es in dem sechsundzwanzigsten dieser Briefe:

> Staatliche Dinge sind nach ihm (Luther) nicht aus dem Evangelium heraus zu entscheiden, sondern können von Juden und Heiden gerade so gut entschieden werden wie von Christen, da zu ihrer Regelung nichts gehört als die Vernunft, nicht die Offenbarung. Diese Lutherische Scheidung der Gebiete, die uns zeitweilig als Verkürzung des Einflußgebiets des Christentums dem Christentum etwas von seinen Rechten zu nehmen schien, hat sich bei tiefer Durchdringung des Stoffs auch für uns als richtig ergeben. Wir kehren zum alten großen Doktor deutschen Glaubens zurück, indem wir politische Dinge als außerhalb des Wirkungskreises der Heilsverkündigung betrachten.

Mir ist freilich niemals klar geworden, wie man Luther schlechthin als den Vater der Eigengesetzlichkeit der ein-

zelnen Gesellschaftsgebiete hat hinstellen können. Denn indem er die Regelung dieser Fragen den Landesherrn überantwortete und dem direkten Machtgebot der kirchlichen Gewalten entzog, hat er noch keineswegs grundsätzlich die Beeinflussung dieser Gebiete durch religiös-sittliche Motive verneinen wollen, selbst wenn er bei dem einen oder anderen Gebiet unsicher wurde. Es ist logisch undenkbar, daß der Mann, der eine großartige, geschlossene Gesellschaftstheorie aus dem Geist der Religion heraus aufbaute, nicht von den Landesherrn sollte erwartet oder gefordert haben, daß sie deren Gedanken ihren praktischen Maßnahmen auf dem Gebiet des Gesellschaftslebens zu Grunde legten.

Was hat es nun mit dieser Frage der Eigengesetzlichkeit der einzelnen Gesellschaftsgebiete, die Vielen heute als unumstößliches Dogma gilt, auf sich? Wir können das Problem uns am besten verdeutlichen, wenn wir es an Hand von Beispielen aus den einzelnen Gesellschaftsgebieten beleuchten. Wir wollen sie aus drei Gebieten wählen: dem des Rechts, dem des Wirtschaftslebens und dem der auswärtigen Politik.

Zuerst vom Rechtsleben. Hier wird etwa der Schutz des gutgläubigen Erwerbers eines im Grundbuch eingetragenen Eigentumsrechts oder die Rechtskraft eines Urteils, gegen das kein Rechtsmittel mehr zulässig ist, oder die Unanfechtbarkeit einer Willenserklärung, bei der ein sogenannter Irrtum im Motiv vorgelegen hat, mit dem Interesse der Rechtssicherheit gerechtfertigt oder die Schadensersatzpflicht bei schuldhafter Nichterfüllung eines Vertrags mit dem Interesse der Vertragstreue.

Dann vom Wirtschaftsleben. Hier wird etwa das kapitalistische Wirtschaftssystem mit dem Interesse der Volkswirtschaft, mit dem geringstmöglichen Aufwand an volkswirtschaftlicher Kraft das Höchstmaß von Gütererzeugung zu gewinnen, oder landwirtschaftliche Schutzzölle werden mit dem Interesse der Volkswirtschaft an Leistungsfähigkeit und Gesunderhaltung aller ihrer Teile begründet.

Endlich von der auswärtigen Politik. Hier wird etwa eine expansive Kolonialpolitik oder die Aneignung von Gebietsteilen anderer Staaten mit dem Interesse der Sicherheit des Staates gegenüber allen zukünftigen Eventualitäten oder seiner größtmöglichen Machtentfaltung gerechtfertigt.

Diese Theorie ist eine der größten Selbsttäuschungen, die es je gegeben hat. Den angeführten Argumenten für eine bestimmte Ordnung von Teilfragen in jenen Gesellschaftsgebieten können gewichtige Gegenargumente entgegengesetzt werden, die für eine andersartige Regelung jener Teilfragen sprechen. Das Recht des Eigentümers auf unbedingten Genuß seines Eigentums oder des Inhabers eines Rechts auf dessen unbedingte Wahrung, oder des gutgläubig Irrenden, daß ihm aus seiner Gutgläubigkeit kein Schaden entstehe, sind ebenso berechtigte Interessen wie das Interesse der Rechtssicherheit. Die Idee, daß höher als die erzeugte Gütermenge die Erhaltung der Würde der menschlichen Persönlichkeit im Produktionsprozeß steht oder daß im Wirtschaftsleben in vorderster Linie die Interessen der Bedürftigsten stehen müßten, hat so viel für sich wie das Interesse der Volkswirtschaft an möglichster Rationalisierung des Produktionsprozesses oder Kräftigerhaltung aller ihrer Teile. Die Forderung jeder Nation auf Selbstbestimmung, um das Höchstmaß ihrer kulturellen Eigenart zu entfalten, ist mindestens so berechtigt, als das ungehemmte Interesse des anderen Staates nach möglichster Sicherheit.

Damit entfällt aber für jene Rechtfertigungsversuche die Eigenschaft der „Gesetzlichkeit". Von Gesetzen könnte man nur reden, wenn es sich um Denknotwendigkeiten handelte, wenn jeder Widerspruch dagegen sich als ein Mangel an Logik oder gar an geistiger Gesundheit herausstellte. Ist das aber nicht der Fall, dann handelt es sich um reine Zweckmäßigkeitserwägungen; sollen aber diese einander entgegengesetzten Zweckmäßigkeitserwägungen nicht ohne jede Hoffnung auf Herstellung einer Einigung in einer höheren Einheit einander gegenüberstehen, so muß eine solche höhere Einheit gesucht werden. Von vorne aufgeben darf man einen solchen Versuch nicht, weil wie im Einzelleben so auch im Gesellschaftsleben alles ständig in Bewegung ist, fortwährend gehandelt werden muß. Soll aber dieses Handeln nicht rein von zufälliger Eingebung oder vom persönlichen Eigeninteresse des Handelnden diktiert sein, so muß es von großen treibenden Motiven bestimmt sein. Da die Gesellschaftsgebiete uns selbst aus ihrer technischen Eigenart heraus keine solchen unbestreitbaren Motive reichen und Kraftquellen darbieten, so müssen wir noch tiefer schürfen und sie aus dem letzten Urgrund alles Seins, aus dem religiös-sittlichen Leben entnehmen. Im Grunde handelt es sich auch bei näherem Zusehen bei jenen „Eigengesetzlichkeiten", wenn sie nicht einfach Besiegelungen und Verklärungen der Wirklichkeit darstellen, vielfach um Ableitungen aus letzten sittlichen Regeln oder Verflachungen solcher, die zu absoluten Werten oder Maßstäben dieser Gebiete umgedeutet worden sind. Was ist beispielsweise das Interesse der Rechtssicherheit anders als ein Ausfluß des sittlichen Postulats, daß die Persönlichkeit eine gewisse Ruhe und Ausgleichung zu ihrer Entfaltung braucht, das Interesse der Vertragstreue anders als ein Ausfluß der sittlichen Forderung des Worthaltens, der Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit?

Aber welches sollen nun diese religiös-sittlichen Motive und Triebkräfte sein, die auch das Gesellschaftsleben beherrschen? Für uns, für die alle Sittlichkeit im Evangelium verankert ist, können es nur die Leitgedanken Jesu sein. Nun ist uns freigerichteten Protestanten aber das Evangelium kein Moralkodex und kein Gesetz. So wenig Jesus ein soziales Reformprogramm aufstellen wollte, so wenig wollte er bindende Weisungen für alle Zeiten und Situationen geben. „Ihr sollt im Geist und in der Wahrheit anbeten." Aber oberste Gesetze für das gesellschaftliche Zusammenleben der Menschen können die Gedanken der Bruderliebe, der Friedfertigkeit, der Verträglichkeit, und der Gedanke vom unendlichen Wert der einzelnen Persönlichkeit, wenn sie nur beweglich genug gehandhabt werden, dennoch sein.

Freilich darf die Handhabung nicht in Händen von Stümpern und Quacksalbern, sondern sie muß in Händen von Meistern und Virtuosen liegen. Sie darf nicht rein mit der Stimmung gemacht werden, da dann oft mehr Schaden als Nutzen angerichtet wird. Außer edlem Wollen ist gründliche Kenntnis der Technik und der beherrschenden Kräfte einer Materie erforderlich. Nichts hat der evangelisch-sozialen Idee in den Augen ernster, sachkundiger Menschen so geschadet wie die sentimentsmäßige Art der Betrachtung, wie sie Mitte der neunziger Jahre und teilweise auch noch später häufig vorkam. Um an einem praktischen Beispiel zu zeigen, was ich meine: Von vielen „Reformern" ist die Bodenspekulation als etwas Unsittliches gebrandmarkt und bekämpft worden. Man sah sie als verwerflich an, weil hier ohne wesentliche Arbeit mühelos der Gewinn der Bodenwertsteigerung eingeheimst werde. Außerdem wollte man mit der Ausschaltung der Bodenspekulation billigere Grundstückspreise und damit billigere Mieten erzielen. Man verlangte darum, daß die Städte möglichst viel Grund und Boden erwürben und ihn nur unter Bedingungen wieder an Private vergäben, die das Obereigentum der Stadt wahrten und jede spekulative Verwertung ausschlössen (Erbbaurecht, Vorbehalt des Vor- und Rückkaufsrechts) — Alles zunächst einleuchtende und anscheinend zwingende Gedanken. Wie aber sah die Sache in der Praxis bei vielen Städten aus, die Grund und Boden in Masse erwarben? Da sie den erworbenen Grund und Boden nur in Formen wieder vergeben wollten, die ihnen den Boden nicht dauernd entfremdeten, die Privatunternehmer unter dieser Bedingung Grund und Boden

aber nicht erwerben wollten (ihnen ist das spekulative Moment das Lebenselement), so blieben die Städte auf ihrem Grund und Boden sitzen, die Stadterweiterung stockte, der noch zur Verfügung stehende private Grund und Boden stieg im Preis und die Mieten gingen in die Höhe. Also ganz das entgegengesetzte Resultat von dem, was man erstrebt hatte, einfach weil man die Technik der Materie, das Walten der privatwirtschaftlichen Kräfte und Motive nicht übersah. Das Beispiel ließe sich leicht verzehnfachen. Es läßt uns zugleich den berechtigten Kern der Theorie der Eigengesetzlichkeit der Gesellschaftsgebiete erkennen, die wie alle Irrtümer doch auch einen Hintergrund von Wahrheit in sich birgt. Die eigenartigen Kräfte dieser Gesellschaftsgebiete bilden die unübersteigliche Schranke für jede, auch die christliche Reform. Wer glaubt, an diesen Kräften achtlos vorbeigehen oder sie gar vergewaltigen zu dürfen, wird notgedrungen Schiffbruch leiden. Naturam expellas furca, tamen usque recurret. Nur wer hellhörig den Unterströmungen dieser Lebensgebiete lauscht, wird hoffen dürfen, sie für seine großen Zwecke nutzen und allmählich umbiegen zu dürfen. Unbeirrbarer Tatsachen- und Wahrheitssinn sind gefordert. Christlich reformieren heißt nicht blindwütig drauf losschlagen.

Die Theorie von der Eigengesetzlichkeit der Gesellschaftsgebiete in Verbindung mit dem geflissentlichen Fernhalten religiös-sittlicher Einflüsse, hat auf vielen Gebieten zu einer Verarmung und Entleerung des Kulturlebens geführt. Kein Geringerer als Ernst Troeltsch sagte einmal in seinem großartigen Werk „Die Soziallehren der christlichen Kirchen“: „Die ganze Rechtsbildung, die ganze Wirtschaftspolitik, wenn sie des Antriebs und Schwungs idealer Mächte entbehren, werden dann bestenfalls nach nächstliegenden Zweckmäßigkeitserwägungen geleitet. Eine Hausbackenheit und Nüchternheit durchzieht alle Ordnungen.“

Aber die Theorie von der Eigengesetzlichkeit der großen Gesellschaftsgebiete ist nicht der einzige Widersacher, den die christliche Sozialreform auf ihrem Wege vorfindet. Ein anderer, vielleicht noch größerer Gegner, den es zu überwinden gilt, ist die Passivität weiter christlicher Kreise, die freilich mit dem Luthertum enge zusammenhängt. Man glaubt, daß wie Gott uns unsere Not geschickt hat, er uns eines Tages in wunderbarer Weise davon befreien wird. Wir wollen nicht Propheten und nicht privilegierte Ausdeuter göttlichen Willens sein. Aber Eins dürfen wir hoffen: daß ernsthaftes Handeln, um die Not zu überwinden, daß gesteigerte Aktivität nicht ohne ihren Segen sein werden. Gewiß ist dies nicht leicht, weil die Geister innerlich darauf noch unvorbereitet sind und der Klarheit über die Grundfragen entbehren. Aber auch die ungeheuersten Schwierigkeiten dürfen nicht schrecken, wenn es ein großes und gutes Werk gilt.

Frankfurt a. M. Ernst Cahn

Das Kalifat und die Kirchenpolitik der Kemalisten

Nachdem die kemalistische Regierung von Angora einerseits durch den Sieg über die Griechen auf dem Kriegsschauplatz und andererseits durch den diplomatischen Erfolg in Lausanne ihre auswärtige Stellung genügend befestigt glaubte, hat sie angefangen, die türkischen inneren Lebensverhältnisse zu „revolutionieren“. Die allerletzte Maßnahme Kemals in dieser Richtung ist die Aufhebung des türkischen Kalifats, die Verbannung des Kalifen Abdul-Medschid aus der Türkei und die Proklamierung der letzteren als Republik.

Bevor wir auf die Kirchenpolitik Kemals und seiner Anhänger näher eingehen, wollen wir einen kurzen Rückblick auf die Geschichte des Kalifats werfen.

1

Mohammed, der Prophet von Mekka, war ein religiöser und — noch mehr — ein politisch-militärischer Führer der arabischen Stämme. Als Prediger eines neuen Glaubens und — noch viel mehr — als Oberhaupt anfänglich nur des Stadtstaates von Medina, zugleich aber auch als Befehlshaber der Kriegskräfte, hatte Mohammed schon 632, in seinem Todesjahre, ganz Arabien für den Islam gewonnen und unbedingten Gehorsam für Allah und für sich, seinen Gesandten, geschaffen. Schon vorher hatte er dem ewigen Zwist der Stämme und Sippen der arabischen Wüste ein Ende gemacht, und sowohl die Bewohner der Wüste, die Beduinen, als auch die der übrigen Landstrecken miteinander vereinigt. Geboren durch Machtmittel, durch Feuer und Schwert, sollte der Islam, vielmehr der neuorganisierte islamitische Staat, kraft derselben Mittel weiter verbreitet werden.

Mohammed hatte zu seinen Lebzeiten keine Verfügung hinsichtlich seiner Nachfolge getroffen. Dies war die Ursache, daß gleich nach seinem Tode unter den Anhängern des Propheten unendliche Streitigkeiten ausbrachen und Parteien bezüglich der Besetzung seiner Nachfolge als oberster Träger der religiösen und weltlichen Macht des Islam, als Kalif (arabisch chalifa), d. h. Nachfolger, Stellvertreter des Propheten entstanden. Es waren zwei Hauptparteien schon da: eine von ihnen war der Ansicht, daß das Kalifat durch Wahl besetzt werden sollte, die andere Partei aber bestand aus Anhängern der Lehre, daß die Nachfolge Mohammeds durch Erblichkeit in seine Familie übergehen sollte. Der Kandidat der letzteren Partei war Ali ibn Abi-Talib. Den Streitigkeiten der Parteien wurde dadurch ein Ende gemacht, daß bald nach dem Tode Mohammeds Abu-Bekr, einer der ältesten und einflußreichsten Anhänger Mohammeds, als Kalif proklamiert wurde. Durch Gewalt und Schwert verbreitete Abu-Bekr den Islam auch unter den Nachbarvölkern. Aber der erste Kalif herrschte nicht lange. Er starb nach zweijähriger Herrschaft.

Sein Nachfolger war Omar ibn al-Chattab (634—641), welcher Syrien und Ägypten dem Islam unterwarf. Omar führte neue Staatseinrichtungen in dem Kalifenreiche ein, gründete Bassra und andere Städte, führte auch die mohammedanische Zeitrechnung der Hidschra ein. Er war der Erste, welcher „der Oberste Befehlshaber der Gläubigen“ genannt wurde.

Unter Osman (644—650), dem dritten Kalifen, gelangte die Herrschaft des Islam und der arabischen Macht zu noch größerer Ausbreitung, bis nach Persien und Kleinasien. Erst nach dem Tode Osmans gelang es Ali (656 bis 661), dem ersten Prätendenten aus der Familie Mohammeds, als Nachfolger des Propheten zum Kalifat zu kommen. Die Schiiten (arab. schî'at 'Ali, d. h. die Partei Alis) verwarfen von Anfang an die drei ersten Kalifen und hielten Ali für den ersten rechtmäßigen Imam (d. h. Führer der Gläubigen), wie die Schiiten gewöhnlich den Kalifen nennen. Mit Alis Ermordung durch Hassan ging die Dynastie der Koreischiten, der Familie Mohammeds, zu Ende. Damit war auch „das goldene Zeitalter des Islam“ geschlossen.

Moawija I. (661—680) war der Gründer der neuen Dynastie der Omaijaden (661—750). Der neue Kalif verlegte den Sitz des Kalifats aus Medina in seine bisherige Statthalterschaft Damaskus. Zu dieser Zeit wurde der Islam von Khorassan bis weit nach Osten zum Indus verbreitet. Er organisierte das islamitische Reich auch innerlich und machte das Recht auf das Kalifat erblich. Auch die Dynastie der Omaijaden wurde schließlich gestürzt, und zwar durch die Anhänger der Familie Alis. Zu dieser Zeit war der Islam schon so weit hinaus in die nahen und fernen Länder und in verschiedenen nichtarabischen Völkern verbreitet, daß mit dem Ende der Dynastie der Omaijaden auch das Ende der Alleinherrschaft der Araber in der islamitischen Welt kam. Der Einfluß der unterworfenen und bekehrten Völker, insbesondere aber der des iranischen Perservolkes, war im Islam schon be-

[illegible] Ende Juli 1922 [illegible] Ende Juli 1922 [illegible] Ende Juli 1922 [illegible]

gerufenen arabisch-mohammedanischen Staaten, die unter dem Protektorat Englands sich befinden. Gemäß dem Beschlusse dieser Konferenz, hat sich der König des Hidschas, Hussejn, als Kalif ausgerufen. Außer dem Irak und Transjordanien, wo die beiden Söhne von Hussejn auf dem Throne sitzen, haben auch die mohammedanischen Geistlichen Syriens (unter französischem Protektorat) sich angeschlossen. Zugleich aber fehlen auch andere Prätendenten für den Thron des Kalifen nicht: die Oberhäupter Marokkos, Ägyptens usw. Eine Konferenz in Kalkutta hat sich dahin ausgesprochen, nur die Türkei, der einzige tatsächlich unabhängige und starke mohammedanische Staat, sei imstande, das Kalifat in seiner Würde zu vertreten.

Der allgemeine Wunsch der Mohammedaner verschiedener Länder, auch derjenige des entthronten Abdul-Medschid geht dahin, daß eine panislamitische Konferenz notwendig sei, wo Vertreter mohammedanischer Länder und Völker zusammenkommen und einen Kalifen wählen sollten, welcher von allen Gläubigern anerkannt werden könnte.

3

Dies ist also der gegenwärtige Stand der Frage des Kalifats. Die allerletzten Nachrichten aus der Türkei teilen einige Details mit. Die Gesetzesvorlage über das Kalifat ist in dem Sinne durch das Parlament von Angora verändert, daß das Kalifat als Institut eigentlich nicht aufgehoben wird, vielmehr wird nur der Kalif entthront, das Kalifat aber erscheint „verkörpert in der (türkischen) Republik". Das betreffende Gesetz lautet folgendermaßen: „Der Kalif wird entthront; auch das Kalifat wird aufgehoben, weil es schon in der Idee der Republik und der Regierung verkörpert wird." Der Widerspruch, welcher in dem Gesetze liegt, ist klar. Einerseits wird es aufgehoben, andererseits aber wird es verkörpert in der Idee des Staates und der Regierung.

Für den Kenner orientalisch-mohammedanischer und insbesondere türkischer Verhältnisse unterliegt es keinem Zweifel, daß die letzten Maßnahmen Kemals und seiner Partei (der Partei „Chalki", d. h. Volkspartei) nicht als progressive Schritte auf dem Wege der Europäisierung der Türkei, nicht als Reformen, die aus den Bedürfnissen des eigenen Volkslebens heraus stammen, zu betrachten sind, sondern als Maßnahmen, die ausschließlich parteipolitische und persönliche Ziele verfolgen. Das Kalifat wird aufgehoben, der Kalif wird entthront und verbannt, die türkischen geistlichen Schulen (Medrese) werden geschlossen, das Volkskommissariat der geistlichen Angelegenheiten (Scheri — nach dem bolschewistischen Muster werden die türkischen Minister auch „Volkskommissare" genannt), das wichtigste nach dem Vorsitzenden der Regierung — wird aufgehoben. Kurz: das türkische Volksleben wird „revolutioniert" nicht darum, weil alles das notwendige Ergebnisse politischer und kultureller Freiheitsbestrebungen des Osmanenvolkes sind, auch nicht etwa, weil das alles aus der Überzeugung der jetzigen Führer der Türkei stammte, sondern allein und einzig darum, weil jene Maßnahmen für Kemal und seine Anhänger notwendig sind in ihrem Kampfe gegen ihre Feinde im Inneren und nach Außen. Sonst gibt es in Wirklichkeit keinen wesentlichen Unterschied zwischen Kemalisten und Ittihatisten, zwischen Alttürken und Jungtürken. Vor allem die Befestigung seiner Alleinherrschaft und der seiner Partei ist es, was Kemal bezweckt. Und weil die mächtigsten einflußreichsten Gegner Kemals um den Kalifen sich gesammelt hatten, weil die Hauptgegner der Kemalisten — die Jungtürken — in Konstantinopel konzentriert sind, darum ist auch die Offensive Kemals vor allem und am entschiedensten gegen sie gerichtet. Wenn Kemal Pascha und der enge Kreis seiner Freunde wüßten, daß sie das Kalifat und die geistlichen Institute in ihrem Interesse ausnutzen könnten, so würden sie diese behüten und schützen.

Andererseits wird nicht ohne Grund behauptet, daß letzten Endes Kemal Pascha nicht eigentlich das Sultanat, sondern den Sultan, nicht das Kalifat, sondern den Kalifen beseitigen wollte, um nur seinen eigenen Weg zu ebnen. Die Opposition behauptet, wenn auch nicht ohne Furcht, daß Kemals letzter Zweck sei, selbst einmal Sultan und Kalif zu werden. Und das ist nicht eine unmögliche, sondern für die türkischen Verhältnisse sehr wahrscheinliche Voraussetzung. Schon das obengenannte Gesetz vom Kalifat läßt eine offene Tür in dieser Richtung, indem es behauptet, das Kalifat sei „in der Regierung verkörpert". Die „abstrakte Verkörperung" kann sehr leicht „körperlich" — in der Person Kemals — verkörpert werden. Vorläufig aber begnügen sich die Kemalisten, ihre Hauptgegner zu „neutralisieren" und ihr Bollwerk — die Residenz des Kalifats, Konstantinopel — zu „erobern". Der Kampf um das Kalifat ist zugleich auch ein Kampf zwischen Angora und Konstantinopel.

In Verbindung mit ihrer Kirchenpolitik in Bezug auf das Kalifat betreiben die Kemalisten auch ihren Kampf gegen die christlichen religiös-kulturellen Institute im allgemeinen und gegen diejenigen der nationalen Minderheiten im besonderen.

Die türkische Presse spricht sich schon jetzt in dem Sinne aus, daß es notwendig sei, auch die christlichen Patriarchate (das armenische, das griechische) wie auch das jüdische Rabbinat aufzuheben, wenn einmal das mohammedanische religiöse Hauptinstitut — das Kalifat — aufgehoben ist. Andererseits hat die kemalistische Regierung schon Maßnahmen getroffen in der Richtung der Schließung christlicher Schulanstalten, und zwar nicht nur ihrer eigenen Untertanen, der Armenier und der Griechen, sondern auch europäischer und amerikanischer *). Die letzten Telegramme haben uns schon berichtet, daß aus diesem Anlaß der französische und der italienische Vertreter in Angora Proteste ihrer Regierungen vorgelegt haben, da die Maßnahmen Angoras gegen den Vertrag von Lausanne verstießen.

Wie lange die neue Kirchenpolitik der Türkei dauern wird, welch endliches Schicksal sie haben wird, das wird uns die Zukunft zeigen. Uns scheint es nicht unwahrscheinlich, daß auch die Kemalisten und ihre Politik kein anderes Ende erwartet, als seinerzeit das ihrer Geistesfreunde — der Jungtürken.

Charlottenburg Artascheß Abeghian

In Ceylons Palmen-Paradies

Reisebriefe aus dem Fernen Osten 2

An Bord der „Coblenz", den 21. März 1924

Auf einem der höchsten Berge Ceylons, der, 2262 Meter hoch, als spitzer Kegel auch aufs Meer hinaus weithin sichtbar ist, ist eine Fußspur von übermenschlicher Größe eingedrückt in den Fels. Der Ort ist allen Religionen Ceylons und Indiens ein heiliger Wallfahrtsplatz. In bester Eintracht verkehren hier bei ihren mühseligen Wallfahrten Thomaschristen und Mohammedaner, Hindu und Buddhisten miteinander. Die Thomaschristen sagen, jene Fußspur stamme vom Apostel Thomas her, die Hindu, es sei Schiwas Fuß hier eingedrückt, die Buddhisten wissen zu berichten, von hier aus sei Buddha ins Nirvana entschwebt. Seinen Namen aber, den ihm der Westen gegeben hat: Adams Platz, hat er von dem, was die Mohammedaner über ihn erzählen: Auf Ceylon, so ist ihre Legende, war das Paradies, in dem Adam und Eva lebten. Nach dem Sündenfall wurde Adam von dem Engel auf diesen hohen Berg vertrieben. Da stand er so lange in Reue versunken, bis sein Fuß den Abdruck hinterließ. Unaufhörlich flossen dabei seine Tränen. Sie bildeten einen

*) Vgl. Nr. 18/19 Wöch. Chronik Sp. 350. D H

See, der heute noch da ist und dessen Wasser als wunderwirkend gilt.

Wir waren auf langer, langer Fahrt 120 Kilometer weit ins Innere Ceylons, in das Herz der Insel, nach Kandy gekommen. Diesen ganzen Weg ging es ohne Unterbrechung durch Palmenwälder hindurch von zauberhafter Üppigkeit. Ja, wahrlich: hier ist die Natur von so verschwenderischem, unfaßbar strotzendem Reichtum, daß man wirklich meinen möchte: so war das Paradies. Und wir kamen von den toten Sandwüsten und den nackten Felsen der Suezfahrt her und von den öden Inseln im Roten Meer: welch ein Gegensatz! Dort zu gänzlicher Unfruchtbarkeit verurteiltes, Verzweiflung und Untergang brütendes Land und hier tausendfach blühendes Paradies.

Eine breite, staubfreie Straße führt von Colombo ins Land. Sie ist eingefaßt von dicken, breitästigen Akazien, die mit duftenden gelben und rosa Blüten wie überschüttet sind. Es ist, als blühte hier die ganze Welt. Vom Wegrand unten, von breiten Büschen, von ragenden Bäumen, lachen uns blaue, rote, gelbe, weiße, violette, kleine, große, ja unfaßbar protzig große und fremdartig geformte Blütenkelche an, als feiere das ganze Land ein jubelndes Hochzeitsfest: „Freude, Freude ist die Feder in der großen Welten-Uhr", so jauchzte es in uns, als wir Stunde um Stunde durch diesen paradiesischen Garten fuhren: niemals nahm es ein Ende.

Und es ist ja nicht das Leuchten und Duften der Blumen allein, was uns fesselt. Stamm an Stamm stehen die strebenden Säulen der Kokospalmen und breiten, wie um ihre milchweißen vielen Nüsse zu schützen, ihre breiten, langen Wedel über den Kranz von Früchten, die jeden Baum hoch oben wie ein dicker Wulst umgeben. Das ganze Jahr hindurch spenden sie ohne Aufhören diesen so vielfach nützlichen Segen. Man sieht braune nackte Männer, die Füße mit Bast zusammengebunden, flink zu den Gipfeln hochklettern, die Früchte zu holen. Fächerpalmen recken ihre kolossalen Zweige in die Breite und fordern Platz zur Entfaltung ihrer Herrlichkeit. Die Arekanuß-Palme, deren Kern, mit Kalk vermischt, dem ganzen Volk das beliebte, rotsaftige Kaumittel gibt, Kakao-Bäume mit den schmalen Fruchtschoten, Bananen an Bananen mit schweren Trauben voll reifer Erntegaben, Papayabäume mit ihren melonenartigen, wohlschmeckenden Gurken, die wie große, grüne Warzen vom Stamm abstehen, Manaobäume, die sich jetzt gerade ausruhen vom Tragen ihrer gelben Riesen-Eierpflaumen, Orangen und Zitronen, denen man gerade ihre hier grün genossenen Erträge abnimmt, Pampelmusen (Pumulos) mit ihren kegelgroßen, gelben runden bitterlichen aromatischen Orangen, Gummipflanzungen, deren Stämme blutend ihren wertvollen Saft in die geschickt ihn auffangenden Schalen ausströmen, Kaboc-Bäume, deren wenige, fast blattlose Äste, senkrecht vom Stamm abstehend, wie lange Finger in die Luft spießen und an den Fingerenden grüne, kastaniengroße Kapseln tragen, mit einer brauchbaren Wollfaser gefüllt, heilige Feigenbäume, unter deren einem Buddha seine Bodhi, seine Erleuchtung, empfing, klotzig dicke Stämme mit hohen, breiten, blattreichen Kronen, aber keine eßbaren Früchte spendend, Bambusbäume und Gebüsche mit ihren eleganten, wunderbaren, hochaufgeschossenen Leibern, umbuscht vom Gefieder ihrer zierlichen Blätter, und schließlich die erstaunlichste Erscheinung, große, dicke, vielästige Jagbäume, an denen, aus Stamm und Zweigen an kurzen Stilen ganz unmotiviert heraushängend, die grünen, wie Kürbis großen Jagfrüchte hängen, die in einem klebrig süßen, weißen Saft Hunderte weißer, nierenförmiger Kerne enthalten, die an Wohlgeschmack keiner feinen Nuß nachstehen: nicht wahr, das ist nicht nur ein Palmen-, das ist auch ein Früchte-Paradies. Denn alle diese Bäume mit ihrem Segen sehen wir nicht vereinzelt, nicht zu Hunderten, nein, zu Tausenden und Aber-Tausenden säumen sie den Weg, man sieht sie tief ins Land hinein, soweit man schauen kann: und alle scheinen sich uns entgegenzustrecken, wie es eine christliche, nachapostolische Schrift von den Weintrauben des kommenden Paradieses berichtet, um uns zuzurufen: „Komm und genieße mich zuerst."

Zwischen den Waldbeständen sind hier und da Lücken, Felder dehnen sich, zuerst breit im Tal des flachen Uferlandes, dann in künstlich angelegten Terrassen die Berghänge hoch. Da stehen Rumpf an Rumpf die schönsten Ananas, da wächst der Reis in nie aufhörender Ernte, man sieht junge Stecklinge, hohe grüne Halme und gelbe, reife Garben, da pflückt man von grünen Büschen, die sorgfältig in Reihen gezogen sind, den duftenden Tee, so geht es fort und fort.

Als wir hundert Kilometer lang diese Herrlichkeit in uns eingesogen haben, da kommt es nun — fast scheints unmöglich — noch viel, viel zauberhafter als bisher, daß man denken muß: ja, wahrlich, dies ist der Garten Eden. Ein breiter Fluß schneidet tief in das Land. Berge schließen ein weites, an drei Seiten von dem Fluß umrahmtes Land ein. Und nun führen sorgfältig gepflegte Kieswege hinein in den Botanischen Garten von Pwadeniyo. Was die Welt an Tropenpflanzen, Tropenbäumen und Tropenblumen bietet, das ist hier vereinigt, Alles im Freien, in voller Pracht und Gesundheit. In diesem Klima gedeihen all diese Gewächse der heißen Länder. Der Giftpfeilbaum ist da, unter dem man nicht lange stehen darf, Nelkenbäume, Muskatnüsse und Zimtbäume, 40 Meter hohe Riesenbambus, Vanille, Pfeffer, Sago, Indigo, Agaven, Königspalmen, Banyanen, die mit ihren Ästen, die nach unten gesandt, zu neuen Wurzeln werden, große Lauben bilden, und dazu Blumen und Früchte undenklichster Art: ja, man sollte meinen, hier war nicht einmal früher nur in unvordenklichen Zeiten, sondern hier sei heute noch in Wahrheit das Paradies.

Ach, wenn nur nicht auch von dieser wundervollen Insel gelten würde, was unser Dichter von der ganzen Erde sagt: „Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual!" Von Colombo mit seinen 200 000 bis nach Kandy mit 30 000 Einwohnern hören auf dem weiten Weg von 120 Kilometern kaum einmal die Siedlungen auf. Unter dem Schatten der Akazien und Palmen liegt Haus an Haus, in größeren Abständen zu Dörfern und kleinen Städten geschart. Dann kommen einmal größere Lücken ganz freier Natur. Eine unfaßbare Fülle von Menschen belebt die Landstraße, zu Fuß wandernd, am Rande hockend, Zebu-Kühe mit dickem Halsbüschel am Grasrand weidend, wenige auf Fahrrädern, viele in den primitiven, aber schnellen Autobussen, die in kurzen Abständen den starken Verkehr fördern, die meisten aber auf dem zweirädrigen Wagen, die hier ganz stark das Bild beherrschen. Es sind teils schwerfällige, mit Palmblätterdach geschützte Lastwagen mit unförmig dicker Deichsel, die vorn ein starkes Auerholz hat, teils sind es zierliche, flache Kutschen, mit Wachstuchdach auf einem Eisengestell, unter dem auf plattem Boden drei, vier, auch sechs Männer hocken. Und dort sieht man kein Pferd, sondern alle Wagen ohne Ausnahme werden von Zebukühen gezogen. Man sieht die verschiedensten Sorten: schwarze, braune, graue, gelbe, weiße, sie haben lange, dicke, gerade, weitausladende oder kurz zurückgebogene Hörner, der Kopf ist wie flach abgeplattet, viele sind schwach und klein wie ein Kalb, andere groß und starkknochig, fast wie unsere Stiere. Oft werden die winzig-kleinen Tiere von den hohen, schweren Lastwagen fast erdrückt, und man versteht es kaum, daß solch ein kleines Tier so flott und frisch die braunen Elegants in ihren Kütschchen trabend voranbringt.

Auch der Tiere Los ist eben ungleich wie der Menschen Schicksal. Während diese Rinder alle schwere Arbeit tun, patschen fette, graue Wasserbüffel im dicken Schlamm leerer Reisfelder, wälzen sich in den gelben Wassern der

Bäche und Gräben, und grau-schwarze Raben lassen sich auf ihrem Rücken nieder und verjagen ihnen das Ungeziefer. Wohl müssen sie hie und da den primitiven Pflug ziehen, der noch heute nur ein Holzpfahl mit Eisenspitze ist, wohl müssen die Kühe ein wenig Milch geben, aber das ist doch ein richtiges Herrenleben gegen die harte Frohn der wagenziehenden Artgenossen. Aber wer kann gegen das Schicksal an, im guten oder bösen Sinn? Das Schicksal der Tiere ist auch hier der Mensch. Und wie könnte gegen ihn solch armes Rind aufbegehren? Zwingt er doch sogar die Ungetüme der Elefanten in seinen Dienst. Wir können ihre rauhe, borstige Haut mit den Händen streicheln, so nahe fahren wir an den Riesentieren vorbei. Langsam aber willig machen sie auf ihres Führers Wink uns Platz — ein solch Tier sperrt ja die ganze Straße —, lässig umklammert ihr Rüssel die Deichsel des Wagens, auf dem sie große behauene Felsblöcke zur Stadt fahren. Einer spritzt in Pausen aus seinem Rüssel zur Kühlung sich Wasser über den Rücken — auch er seufzt also unter der Hitze —, ein anderer grüßt uns durch Beugen der Knie auf leisen Wink des braunen Singhalesen, der, auf dem breiten Genick des stolzen Tieres reitend, freundlich zu uns hernieder grüßt.

Das bunte Gemisch verschiedenartigster Menschen ist hier noch verwirrender und interessanter als in Port Said. Dort war erst der Eingang zum farbigen Orient, hier ist sein innerstes, echtestes Herz. „Weiße" Europäer, die meisten mit matten, fahlen, gelbbraunen, mageren Gesichtern, Tausende von Mischlingen mit Europäerblut, Araber und Afghanen, Parsen und Malaien, Hindu und schwarze Tamulen und die überwiegende Menge der braunen Singhalesen, die als Arier ja unsere Vettern sind, dunkel gebrannt von der südlichen Glut, so strömt das Gewimmel hin und her und zeigt uns die verblüffendsten, fremartigsten Bilder. Schon ihre Kleidung läßt uns nicht los vom Schauen. Die Kleinen gehen alle splitternackt, höchstens tragen sie um die Hüften eine Schnur oder ein blankes Kettchen, vorn mit einem Herzchen oder einem Amulett, die Größeren haben einen Schurz, die Erwachsenen aber sind fast alle in den langen Sarang von buntesten Farben eingehüllt, das viele Meter lange Tuch, das man trotz der Hitze in vielfachen Umwindungen um die Beine, den Leib und die Schultern schlägt. So gehen sie barfuß, stolz hochgereckt daher, schlanke, feine und doch kräftige Figuren: ein prächtiger Anblick. Übel sehen nur die Wenigen aus, die sich ganz oder teilweise in der Kleidung europäisiert haben. Diese dunkelhäutigen Damen in weißen Taillenkleidern, in bauschiger Modefrisur mit Federhüten, diese Herren mit blinkenden Stiefeln, mit Beinkleidern und Jacken, den Hut oder Tropenhelm auf dem Kopf sind nicht Führer zu wirklichem Fortschritt, sondern sind nichts als Karrikaturen. Da sehen die echten Singhalesenmänner mit ihren langen, hochgeflochtenen Haaren und dem hellbaunen, oben den ganzen Kopf einnehmenden, nur vorn offenen Schildpattkamm, die Tamulen mit ihren bunten Kopftüchern, die Araber mit ihren Turbanen viel besser aus.

Der Fortschritt, der hier not tut, liegt auf andern Gebieten als dem der Kleidung. Daß hier Fortschritt not tut, das zeigt der erste Blick. Fast 150 Jahre hat England hier die Herrschaft. Wie rühmt man es immer als die vorbildliche Kolonialmacht, die den unterworfenen Völkern fast selbstlos zum Gedeihen helfe! Und nun sieht man hier mitten in dem fast himmlisch-reichen, schätzespendenden Naturparadies das Leben dieser vier Millionen Menschen noch heute auf einer unfaßbar primitiven Stufe. Wohl gibt es hier auch wohlhabende Farbige. Davon zeugen manche schöne Häuser, die ihnen gehören, zeugen die Privatautos, in denen sie dahinsausen. In Kandy sitzen ganz dunkelfarbige Herren mitten zwischen den weißen Engländern im Speisesaal der besten Hotels. Aber die Masse der Menschen lebt doch in elender Armut. Das Haus bedeutet in diesen heißen Ländern ja nicht das Gleiche wie in unserm kalten Norden, aber diese jammervoll kleinen dunklen Lehmhütten mit dem löchrigen Palmblattdach, sind selbst für den Süden eine dürftige Behausung. Auf drei Steinen kochen sie draußen ihr Mahl. Geschieht es drinnen, so zieht der Rauch schwälend durch das Dach. Man sieht sie viel baden mit ihren Kindern, auch diesen Wasser überschöpfend, aber alle haben soviel Ungeziefer, daß man sie offen an der Straße sitzen sieht, groß und klein, sich von diesen zwickenden Feinden befreien. Alle Geräte, der Pflug, die Töpfe, die Bettgestelle aus Holz mit Palmenmatten überspannt, die Gewerbe, wie Töpferei, Ziegelei, Schmiede usw. sind auf niedrigster Stufe, trotz moderner englischer Industrie und englischem Welthandel. Sieht man von den Autos, der Eisenbahn, einigen modernen Bauten und den Stutzern ab, so ist das Leben hier wohl noch genau das gleiche wie vor Tausenden von Jahren.

Und es wäre doch auch Gelegenheit genug, vom Westen zu lernen. Dicht an der Straße liegen auffallend viele Schulen, und viele Hunderte von Knaben und Mädchen sehen wir am Morgen mit ihren Büchern und Körbchen mit Essen zu diesen Schulen hinwandern. Später sehen wir sie beim Unterricht in den Klassen sitzen. Diese Schulen sind alle — auch die Missionsschulen, die wir zu sehen bekommen — nur offene Hallen, eigentlich nur hohe breite Dächer, auf Steinpfeilern ruhend, von ein Meter hohen Mauern umschlossen, so daß die Luft hindurchwehen kann. Es sind auch Krankenhäuser da, von der Mission und von der Regierung, Straßen und Eisenbahnen fördern den Verkehr, und doch bleibt das Leben wie es war, und das Volk bleibt unterworfen: 320 Millionen Menschen von 60 000 englischen Soldaten und einer verschwindend kleinen Schar von weißen Beamten beherrscht und geleitet, ein altes Kulturvolk von hoher Begabung und vielen Schätzen geistigen Könnens — aus uralter Zeit.

Und nun sehe man hier diese farbigen Menschen an! Sie sind freundlich und vielleicht in all der Armut relativ zufrieden. Keine fanatische Beschimpfung wie in Port Said tönt uns entgegen. Die meisten lächeln uns freundlich an, sie heben ihre Kleinen hoch, und die winken uns zu mit beiden Händen: und wir sind doch auch Menschen aus dem weißen Norden, unter dessen Herrschaft sie seufzen. O ja, sie empfinden diese Herrschaft als harte Gewalt. Sobald sie hören, daß wir Deutsche sind, werden sie gesprächig. Sie wissen, auch wir leiden heute unter denselben Bedrängern. Sie hoffen sogar, sie sprechen es unaufgefordert aus, bald werde Deutschland wieder in guter Lage sein. Aber über ihre eigene Zukunft hüllen sie sich in dumpfes Schweigen und zucken die Schultern. Auch auf Ceylon war im Kriege ein blutiger Aufstand. Aber England ist zu stark, und sie selbst sind zu uneinig und auch zu schlaff.

Sie sehen ja gesund und kräftig aus, diese großen schlanken Gestalten. Aber sieht man genauer zu: wie müde sind ihre Bewegungen! Wie hocken sie in Scharen müssig an den Straßen, liegend schlafend auf den Betten, lassen sich — sit venia verbo — faul hingestreckt von den Kindern laufen, ja gehen die gesunden Männer ohne Last zur Stadt, und die Frau schleppt die schweren Körbe. Aber auch Frauen und Mädchen hocken lange, lange vor den Häusern, stundenlang, vegetieren, sind einfach da, wohl ohne ein Gefühl dafür, daß es im Leben gilt, jede Minute zu werten in Arbeit. So lange diese Welt so bleibt, in dieser beschaulichen Ruhe, so lange dies bloße Dasein, das schon körperlich fast ohne ein Ein-Ich-Sein-Wollen ist, anhält, ist keine Hoffnung da, wird mitten in diesem Palmen-Paradies der üppigsten Schätze der verschwenderischsten Natur das Leben der Menschen voll Elend, Not und Armut sein, werden fremde Völker ihre Herren sein, wie früher die Portugiesen und Holländer und jetzt die Engländer, so vielleicht Andere in der Zukunft.

Es mag sein, es ist das gar nicht ihre, der farbigen Be-

völkerung Schuld, vielleicht ist es ihr unentrinnbares Schicksal, ja ihr Verhängnis. Wir wissen ja, daß einst in uralter Vorzeit die starken, kriegserprobten Arierstämme, die vom Norden her Indien eroberten und heute noch die oberen Kasten bilden — auch die Singhalesen sind wahrscheinlich daher gekommen —, allmählich dem Lande erlagen. Unter der sengenden Sonne dunkelten ihre Leiber, ihre Kraft schwand hin, und ihre Seelen wurden lebensmüde mitten in dem lebenstrotzenden Land. Auch heute halten es die Europäer ja meist nur wenige Jahre aus in diesem verzehrenden Klima, das ohne Krankheit der Menschen Mark zermürbt.

Alles das ist ja hier auf solch müdes Hinnehmen, auf Entsagen und Lebensabkehr eingestellt, auch ihre Religionen. Es mag die Frage offen bleiben: haben die Inder solche Verzichtreligionen als Wirkung und Ausdruck ihres schlaffen, lebensmüden Wesens oder sind sie so schlaff geworden nicht nur durch ihre Sonnenglut, sondern durch die Einflüsse ihrer lebensmüden Religionen? Es ist doch wohl kein Zufall, daß all diese ihre weltabgekehrten Systeme auf indischem Boden entstanden sind, und daß sich frischere Töne erst dann wieder hören lassen, nachdem dort schon lange christlicher Einfluß sich geltend macht.

Auf Ceylon herrscht neben dem Hinduismus und den andern religiösen Minoritäten weit überwiegend der Buddhismus. Aus dem eigentlichen Indien, seiner Heimat, ist er seit 1000 Jahren verschwunden, hier auf Ceylon hat er sich als Volksreligion erhalten. Er zeigt hier die sogenannte Hinayanaform des südlichen Buddhismus, der des Stifters Lehre relativ rein erhalten hat. Der buntfarbige Polytheismus des nördlichen Buddhismus ist hier nicht zu finden. Aber es fehlt ihm hier — vielleicht gerade darum — die volkstümliche Macht und Beliebtheit. Es gibt auf Ceylon ganz auffallend wenige Tempel. Gerade nach Kandy fahren wir, um dort das berühmteste Heiligtum des Buddhismus auf Ceylon zu sehen, den Tempel des Buddhazahns.

Schon dieser Name deutet daraufhin, daß auch dieser Buddhismus sich weit von des Stifters Lehre entfernt hat und wucherndem Aberglauben verfallen ist. Auch hier ist Buddha, der kühle Gottesskeptiker, selbst zum Gott geworden, zu dem die Gläubigen beten. Und seine Gebeine — ach, so viele, daß man wohl 100 Riesenmenschen aus ihnen formen könnte — werden als wunderwirkende, heilige Religion dem Volke gezeigt und von diesem als göttliche Fetische um Hilfe angefleht. Schon im Museum zu Colombo zeigt man einen heiligen Buddhazahn, der größer als ein Pferdezahn ist, und der heilige Zahn von Kandy soll jenen noch an Größe übertreffen. Gesehen haben ihn wohl nur ganz wenige Europäer. Wir dürfen nicht einmal den edelsteingeschmückten, goldenen Schrein sehen, in dem er ruhen soll, und den man bei Prozessionen durch die feiernde Menge an hohen Festen herumträgt. Man zeigt uns lediglich ein kleines Haus als seinen hochverehrten Aufbewahrungsort.

Wir waren arg enttäuscht, daß man uns dies Alles vorenthielt. Aber dieser Tempel bereitete uns in jeder Hinsicht auch sonst eine einzige große Enttäuschung. Ein niedriger, plumper, schwerfälliger Bau mit gedrücktem Dach, so steht das Hauptgebäude an der Straße. Einige Höfe sind von ähnlich schmucklosen, kleinen Gebäuden umschlossen. Die einzigen guten, alten Skulpturen sind von dem zerstörten uralten Anuradhapuva hierher übertragen worden. Die Buddhafigur, die in Meditationsstellung unter einem alten Bodhibaum aufgestellt ist, ist künstlerisch ein häßliches Monstrum, in grellem Gelb bemalt, das gleiche gilt von der 3½ Meter langen liegenden, gelben Buddhafigur, die den Heiligen im Nirvana ruhend zeigt, flankiert von einem gelben Beter und einem Priester mit blauen Händen und blauem Gesicht. Die alten Bilder, welche in der Eingangshalle die Höllenstrafen für allerhand Sünden zeigen, sind ebenso grob und grell wie einige neue Bilder in den andern Häusern.

Nur zwei Dinge üben einige Anziehung aus. Das Eine sind zwei schlichte weiße, sehr geschmackvolle stumpfe Pagoden, in Glockenform mit kurzer Spitze, die eine kleine in einer Halle, die andere große in einem Hof. Auch in ihnen sollen Buddhareliquien ruhen. Vor der kleinen Pagode, um die ein schmales Holzgeländer herumführt, lagen viele duftende Blüten, Opfergaben der Betenden. Vor der Pagode lagen auf Tüchern, die sie hingebreitet hatten, zwei junge Frauen im ernstesten Gebet. Immer dringender und heißer wurde ihr Rufen, sie preßten die Hände ringend aneinander, sie beugten die Stirn in den Staub des Fußbodens und schrien lauter und lauter um Segen und Hilfe zu den toten Knochen in dem Gehäuse von Stein. Dies ernste, fast quälend inbrünstige Beten griff uns an die Seele: das war auch hier wieder echtes Suchen Gottes, wenn auch ein Tasten ins Leere hinein. Aber ob der Eine, der Allerbarmende, auch wenn sie in Unwissenheit so ihn suchen, nicht doch tröstend sich diesen Sehnenden zuneigt und ihre dürstenden Seelen erquickt?

Das Andere, das uns fesselte, war die Sammlung der heiligen Palihandschriften, auf Palmblättern mühsam eingeritzt, die angeblich 800 Jahre alt sind. Sie liegen auf einem Tisch in einem kleinen Raum, der rings in Glasschränken eine bescheidene Sammlung englischer Literatur über dem Buddhismus enthält. Hier in den alten Worten Buddhas ist doch auch heiliger Ernst zu spüren. Das Verlangen nach Erlösung aus dem, was uns Menschen bannt und niederhält. Uns ist ganz gewiß Jesus mehr als Buddha, aber auch er war ein Großer, der glaubte, Hilfe zu bringen dem Elend der Welt.

Das, was uns aber hier am allermeisten enttäuschte, das waren die Priester. Wir hatten schon auf unserer langen Fahrt einige wandernde Priester gesehen, in gelben Gewändern mit geschorenem Kopf. Hier waren nun sogar einige, die leidlich Englisch sprachen. Sie verkauften Palmblätter mit Buddhasprüchen in Pali, zeigten die Art, wie man die Buchstaben mit einem spitzen Messingstab in die Palmblätter ritzt und durch Einreiben mit schwarzer Tusche sichtbar macht. Aber nur Englisch und Singhalesisch konnten sie schreiben, Pali verstanden sie nicht. Und jedem Versuch, mit ihnen ein ernstes Gespräch über den Buddhismus zu führen, wichen sie aus, auch als ich ihnen sagte, daß ich hohe Achtung habe vor ihrer Religion und über dieselbe Vorlesungen halte an der Berliner Universität. Die Tatsache interessierte sie wohl, aber sie selbst waren eben nur sehr oberflächlich gebildet und abgestumpft in der Öde ihrer entarteten, buddhistischen Volksreligion.

Daß diese Männer für ihr Volk nichts leisten, wahrlich, das ist kein Wunder. Christliche Schulen und Krankenhäuser konnten wir in ziemlicher Zahl auf unserm Wege sehen, stattliche, große Schulen; nach buddhistischen Schulen und Krankenhäusern fragten wir vergeblich. Und wir sahen auf Ceylon mehr christliche Kirchen als buddhistische Tempel.

Freilich ist von diesem Buddhismus bis zu dem, was man in den Hindu-Tempeln Kandys und Colombos sieht, noch ein weiter Sprung. Daß vor diesen greulich verzerrten Götterfiguren, die halb Tier, halb Mensch sind, die Menschen sich noch heute anbetend beugen, fanatisch besessen auf ihrer Götter Heiligkeit und ihre Kasten-Unnahbarkeit, das ist fast unbegreiflich. Aber auch der Buddhismus steht ja grundsätzlich nicht weniger weltablehnend und läßt die Menschen dem harten Leben gegenüber ebenso hilflos, wie der wahnsinnige Aberglauben des Hinduismus es tut.

Nun will hier das Christentum das ganze Leben dieser Menschen zur Wiedergeburt erheben auf allen Gebieten. Wie riesenhaft groß und entsetzlich schwer diese Aufgabe ist, das wird einem hier erst völlig klar, wenn man mit

nüchternen Augen die Umwelt sieht, wo mitten in diesem wunderherrlichen Naturparadies der Palmen die Menschen ihr lässiges Leben weiterschleppen, ohne eigentlich wirklich bewußt ich-lebendig zu sein, ja, eigentlich ohne Lebenshoffnung, wie sie uns bis in die tiefste Seele erfüllt und zu zähestem Ringen treibt, hin zu immer höherer Gestaltung des Daseins für uns selbst und für die ganze Menschheit.

Ob es dem Christentum gelingen wird, sein Wollen zu erfüllen? Wir glauben daran, daß hier im Paradies der Palmen noch einmal neu erstehen wird ein Paradies für die Menschen, nicht durch uns, sondern durch Jesus.

Johannes Witte

Eine Erinnerung

Zur Pazifismusdebatte 5

Vor zehn Jahren hat Theodor Kaftan in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung einen bösen Aufsatz veröffentlicht. Darin hat er den Unterschied zwischen der alten und der neuen evangelischen Theologie so hoch bewertet, daß er nicht mehr nur von zwei Typen des Protestantismus oder von zwei Konfessionen, sondern geradezu von zwei Religionen sprach. Die Verschiedenheit in der Stellung zu Christus — hie Christusgläubige, hie Jesusverehrer —, zum Supranaturalismus und zur Heiligen Schrift schien ihm die scharfe Differenzierung nötig zu machen.

Gegen diese Zuspitzung hat sich damals Rade mit aller Kraft gewendet. Nach seiner Überzeugung hatte Kaftan der Linken die brennende Zentralidee nicht nachgewiesen, ohne die man ihre Glaubenslehre nicht als Aussage einer neuen Religion betrachten dürfe. Rade hielt Kaftans Deduktionen die Frage entgegen: „Sollte in Sachen der Religion Konsequenz die oberste Tugend, das unerläßliche Merkmal sein?“ und appellierte an sein kirchliches Gewissen: „Der Sprengstoff, den Sie mit Ihrer neuen Losung in die Kirche werfen, ist furchtbar genug, sie sprengen zu können. Aber ein Neues an ihre Stelle zu setzen, wird er Ihnen die Kraft nicht geben. Darum noch einmal: aus wissenschaftlichen und moralischen Gründen: Ziehen Sie Ihre Losung zurück! Schnell und ohne Vorbehalt! Ehe es zu spät ist.“ — — —

Das war 1914. Heute wird innerhalb der Gruppe, die Rade damals verteidigt hat, — bei weitestgehender religiöser, theologischer und kirchenpolitischer Übereinstimmung — das sittliche Recht des Kriegs verschieden beurteilt. Rade ist Pazifist und erklärt es für seine Christenpflicht, den Frieden zu schaffen; und viele Freunde denken gleich ihm. Die Andern bekennen sich ebenfalls zu dem Frieden als Gottes Ziel, halten es aber für unmöglich, das Ziel in dieser Welt zu erreichen, und wollen dem evangelischen Christenvolk das sittliche Recht zum Krieg sicher stellen, d. h. die Pflicht, im Dienst der Nächstenliebe sich töten zu lassen und zu töten. Rades nächste Freunde geraten zu einer gewissen Führerschaft dieser Richtung und damit in Gegensatz zu Rade, betrachten den Gegensatz aber nur als eine der Meinungsverschiedenheiten, die man immer und überall findet. Rade nimmt umgekehrt den Gegensatz so ernst, daß er darin eine Differenz über den Gottesbegriff erblickt; ja, er konstruiert nicht bloß einen theologischen, sondern einen religiösen Gegensatz: „Unser Gottesglaube ist nicht derselbe*).“

Derselbe Rade, der vor zehn Jahren der unterschiedlichen Stellung zum dogmatischen Zentralbekenntnis der ganzen Christenheit das Recht abgestritten hat, religionstrennend zu wirken, führt jetzt in einer sittlichen Frage die Verschiedenheit der Anschauungen auf tiefste prinzipielle Gegensätze zurück. In einer Frage, die freilich dank den Zeitverhältnissen in den Vordergrund getreten ist, die aber an sich nur eine von vielen Fragen, keine Zentralfrage der christlichen Ethik darstellt und in deren Behandlung noch vor wenig Jahren die gesamte evangelische Theologie und Kirche Deutschlands einig gewesen ist! Rade betont also gegenüber den schärfsten dogmatischen Gegnern die Einheit des Glaubens und spricht gegenüber den eigenen Richtungs- und Parteigenossen, die in einer sittlichen Frage anders denken, von verschiedenem Gottesglauben.

Zweierlei Gottesglaube aber — was heißt das Anderes als zweierlei Religion?

Damit hat der Pazifist Rade die These des Dogmatikers Kaftan nachträglich in verhängnisvoller Weise bestätigt. Handelt sichs in der pazifistischen Frage um zweierlei Gottesglauben, dann doch wahrlich erst recht in der christologischen! Rade hat also zu dem Längsschnitt, den damals Kaftan gezogen hat und dessen Recht aus Rades heutiger Position erhellt, einen Querschnitt, d. h. zu den von Kaftan behaupteten zwei Religionen abermals zwei Religionen gefügt; denn die pazifistische Frage bewegt natürlich auch die Kreise der theologischen Rechten. Dann ergeben sich, je nach Kaftans und Rades Maßstab, vier Religionen:

Alter Glaube mit „kriegstheologischem“ Sondergut.
Alter Glaube mit „pazifistischem“ Sondergut.
Neuer Glaube mit „kriegstheologischem“ Sondergut.
Neuer Glaube mit „pazifistischem“ Sondergut.

Weiter, müssen aus theologischen Verschiedenheiten wirklich tiefste religiöse Gegensätze konstruiert werden, dann sind auch die lutherische und die reformierte Form des evangelischen Christentums zwei Religionen: „Ihr habt einen andern Geist als wir!“ Innerhalb der reformierten Theologie und Kirche sind aber dieselben dogmatischen und ethischen Spannungen wirksam, die Kaftan und Rade so hoch bewerten; folglich gesellen sich, wenn Rade Recht hat, zu den vier lutherischen von selbst alsbald vier reformierte Religionen.

Die Reihe kann fortgesetzt werden!

Ich schreibe nicht im Scherz, nicht als Satiriker; es ist mir bitter Ernst!

Doch brauche ich nur an zwei Bilder aus dem Leben Jesu zu erinnern, um die Unmöglichkeit der Radeschen Trennung darzutun. Ich meine den Jesus, der die Geißel schwingt, und den Jesus, der sich ans Kreuz schlagen läßt: hier der Jesus, der dem Übel nicht widersteht, dort der Jesus, den der Eifer um das Haus Gottes frißt. Was bedeutet das Anderes als zweierlei Gottesglauben, zweierlei Religion in dem Einen Jesus? — —

Hochverehrter, lieber Freund Rade! Sollte in Sachen der Religion Konsequenz die oberste Tugend, das unerläßliche Merkmal sein? „Der Sprengstoff, die Sie mit Ihrer neuen Losung in die Kirche werfen, ist furchtbar genug, sie sprengen zu können. Aber ein Neues an ihre Stelle zu setzen, wird er Ihnen die Kraft nicht geben. Darum noch einmal: aus wissenschaftlichen und moralischen Gründen: Ziehen Sie Ihre Losung zurück! Schnell und ohne Vorbehalt! Ehe es zu spät ist.“

Frankfurt a. M. Johannes Kübel

Nachwort. Vorstehenden Aufsatz habe ich unmittelbar nach meiner Antwort an Sammetreuther (Nr. 7/8) geschrieben. In der Auseinandersetzung mit ihm war ich erst auf die grundsätzliche Schärfe von Rades „redaktioneller Erfahrung“ (Nr. 1/2) aufmerksam worden. Sammetreuther hat seine Entgegnung (Nr. 9/10) so gehalten, daß es mir an sich Freude machen würde, ihm zu erwidern; dafür danke ich ihm. Aber meine Haltung in Sachen des Pazifismus ist für ihn doch nur ein zufälliger Umstand; seine Aufsätze gegen mich könnten ebensogut von jeder anderen sittlich-religiösen Frage ausgehen. Meine Erwiderung müßte sich deshalb weiterhin nicht sowohl auf die Frage des Pazifismus als auf die neueste Theologie im allgemeinen beziehen. Dazu fehlt mir aber im Augenblick Zeit und Neigung; Sammetreuther möge deshalb freundlichst entschuldigen, wenn ich ihm das Feld überlasse.

Aber gerade in der pazifistischen Frage scheide ich hiermit gleichfalls aus der Diskussion aus. Meine Stellung zum Pazifismus

*) CW 1924, Nr. 1/2; von Rade gesperrt gedruckt.

bedeutet für mich keine brennende Lebensfrage. Ich habe mich von Anfang an nur deshalb zum Wort gemeldet, weil es kein Anderer getan hat und weil ich auf dem Kreis der CW nicht das Odium sitzen lassen wollte, als ob er grundsätzlich und ganz dem Pazifismus verschrieben sei. Nur aus diesem Grund habe ich auch mein Weimarer Referat gehalten. Ich war schon damals der Meinung, daß die Aussprache durch den Gang der politischen Ereignisse überholt und überflüssig gemacht sei, und habe meinen Mann nur gestellt, weil ich darum gebeten war; irgendeine Förderung der Sache habe ich mir von Weimar nicht versprochen. Ich verspreche sie mir vollends jetzt von keinem Artikel mehr. Wozu auch noch papierne Artikel, nachdem mir die Wirklichkeit den Kampf gegen die pazifistische Irrlehre immer stärker abnimmt? Möge der internationale Pazifismus endlich dafür sorgen, daß die Sünde von Versailles und die verzehnfachte Sünde von der Ruhr aus der Welt geschafft wird! Dann stehe ich zur Aussprache über den Pazifismus von neuem zur Verfügung.

Kübel

Die Zwiesprache mit D. Theodor Kaftan über seine Losung von den „zwei Religionen" findet sich im Jahrgang 1914 Nr. 25, 31, 32 und 36. Der Krieg hat den gefährlichen Sprengstoff damals verschüttet; soll der Krieg heute als noch gefährlicherer Sprengstoff wirken? Freund Kübel beschwört mich, das zu verhüten.

Ich fürchte, daß ich dafür nicht stark genug bin. Die Gefahr ist groß. Was aber die Parallele zwischen D. Kaftan und mir betrifft: Si duo dicunt idem, non est idem — es fehlt meiner Formulierung jeder kirchenpolitische Hintergrund. Daran scheitert die Analogie.

Aber der Zwiespalt bleibt. Er geht bis auf die Wurzel unsers Gottesgedankens zurück. Ich sage das nicht, um leidige Konsequenzen zu ziehn, sondern um den Punkt zu bezeichnen, wo wir die Verständigung suchen müssen. Oder wo wir uns überwinden müssen. Dort nur ist der Ort dafür.

Ich habe in der Pazifismus-Kontroverse oft meine Hand gehabt, aber doch niemals noch meine innerste und letzte Meinung ausgiebig zur Geltung gebracht. Nun kommt ja meine „Glaubenslehre" heraus. Und auf dem Wiener Hochschulkursus habe ich über „die internationalen Beziehungen im Lichte des Christentums" zu reden. Da wird ja wohl Gelegenheit genug sein, aus aller Zurückhaltung heraustretend im ganzen Zusammenhang dem Problem gerecht zu werden. Inzwischen kann ich nur sagen: Wenn wir auf sozialem und internationalem Boden nicht besser vorankommen, so liegt es daran, daß es an unserm Gottesbegriff und Gottesglauben mangelt. Woran sollte es sonst liegen? Es liegt immer am Tiefsten.

Rade

Als Deutscher in Dänemark

Es ist geradezu entsetzlich, als Deutscher in Dänemark zu reisen; denn man muß sich fast jeden Tag von neuem seines Deutschtums vor den dänischen Freunden schämen!

Ich war zu einer längeren Vortragsreise nach Dänemark eingeladen: Ja, als Deutscher von Nationalität wurde ich von Dänen nun innerhalb von drei Jahren das dritte Mal zu Vorträgen aufgefordert! Aber mit Bangen sah ich in letzter Zeit jeden Tag die Post kommen und — die Zeitungen bringen.

Der frühere Abgeordnete der Dänen im deutschen Reichstag, H. P. Hansen, erzählt in seinen jetzt dänisch erscheinenden überaus interessanten Kriegstagebuchaufzeichnungen*) eine bezeichnende Kriegsepisode. Von einem Kommandanten wurde einer Abteilung das Dänischsprechen verboten. „Das weckte allgemeinen Unwillen in der Truppe. Ihre (d. h. der dänischsprechenden Nordschleswiger) Kameraden beschlossen, daß der Chef nicht in Sünden sterbe solle. Als er am nächsten Tage auf dem Marsch neben der Kompanie ging, begannen sie ihre Sprachkünste zu beweisen: ‚Har du Smör? Har du Pölse? Kommer du fra Skyttegraven?'**) so rief man ununterbrochen, und mehr und mehr näherten sich die Fragen, immer direkter wurden sie an den Kompaniechef gerichtet. Von diesem Tage an ließ er das Verbot fallen."

Ich benutzte diese kleine Geschichte einmal gelegentlich als Beispiel dafür, daß Volk und Volk (Dänen und Deutsche) nichts von Haß oder Unduldsamkeit oder Unterdrückungspolitik wissen wollen, daß fast immer Behörden und Beamte sich solche Übergriffe erlauben. Und H. P. Hansen weiß genug in seinen Tagebüchern an verbürgten Tatsachen dieser Art zu berichten. Er kommt zum Minister und beschwert sich: ja, im Ministerium weiß man nicht die Spur von dem, was Amtsvorsteher, Landrat und auch Oberpräsident für eine Politik treiben! Es ist beschämend für einen Deutschen zu lesen, wenn nun Minister und ein erheblicher Teil der vom deutschen Volk gewählten Volksvertreter ganz auf H. P. Hansens Seite stehen — — und wenn dann (man darf doch wohl sagen: also gegen den Volkswillen!) die merkwürdigsten Übergriffe trotzdem — Tag für Tag neue! — gegen die dänischsprechenden deutschen Reichsbürger möglich sind!

Aber nun werden Viele sagen: 1. Kriegszustand: Zivilverwaltung mußte oft schweigen! 2. Vergiß nicht die dänischen Überläufer! Nun, man lese H. P. Hansens Tagebücher auch hierüber (und darin die offiziellen amtlichen Zahlen).

Doch der Krieg ist vorüber — wenigstens mit Dänemark — sollte man meinen, mit dem wir nicht Krieg gehabt haben!

Und wenn man in Dänemark reist — als Deutscher von Nationalität — so fühlt man: der Krieg ist vorüber. Wie viele Male kam ich in ein Heim, da war das Erste, was man tat: man rief die Kinder herein. Und warum? Da waren eines oder zwei — die sollten sich freuen, wenn sie mit mir in ihrer Muttersprache sprechen konnten: deutsche Kinder, die herzliche Gastfreiheit in dänischen Häusern genossen! Und in wieviel Familien steht man in Verbindung mit einem deutschen Studenten oder einer deutsch-österreichischen Studentin: oft war einer schon dreimal durch drei Monate Sommerferien hier!

Und nun las ich in diesen Tagen, daß H. P. Hansen gesagt hat: „Die Alldeutschen haben durch den Krieg nichts gelernt — und auch nichts vergessen."

Ich wollte ihm antworten, widersprechen! Ein Herzensbedürfnis wäre es mir gewesen. Aber ich konnte nicht; denn er hat nicht nur Recht, sondern noch viele andere Kreise, die nicht zu den Alldeutschen sich zählen: die deutsche Regierung hat auch nichts zugelernt und nichts vergessen!

Darf ich um der Vollständigkeit halber ein kurzes Wort zur Flensburger Schulfrage sagen?

Deutsche Eltern nördlich der dänischen Grenze, die ihr Kind nicht in die dänische Schule schicken wollen, bekommen vom dänischen Staat pro Kind eine bestimmte Summe Unterstützung — ganz gleich ob sie ihre Kinder einzeln durch Hauslehrer oder zusammen in einer Privatschule unterrichten lassen! Weshalb? Weil der Staat für das öffentliche Schulwesen in seinem Budget pro Kind eine bestimmte Summe eingesetzt hat. Wenn ein Bürger, der ja seine Steuern bezahlt hat, jetzt die Staatsschule nicht benutzt, so spart der Staat — — und gibt die Summe als Zuschuß für die anderweitige Unterweisung dieses oder dieser Kinder!

Verstehen wir jetzt, warum die deutschen Staatsbürger dänischer Muttersprache z. B. in Flensburg über kulturelle Unterdrückung klagen?

Ein anderes Beispiel: Der abgetretene Teil Nordschleswigs, die sogenannte erste Zone, bildet jetzt im dänischen Reichsverband einen selbständigen Reichstagswahlkreis. So ist es möglich, daß die kleine deutsche Minderheit einen eigenen Vertreter im dänischen Reichstag hat.

Aus mancherlei — geographischen, ökonomischen usw. — Gründen wäre eine Zusammenlegung dieses Teils wenigstens mit den davorliegenden Inseln dänischerseits sehr erwünscht.

Diese Frage wurde auch vor der letzten Wahl (jetzt im April 1924) in Dänemark erörtert. Aber man lehnte eine Wahlkreisänderung ab, weil dann die deutsche Minderheit keinen Vertreter im Reichstag haben würde. Man wollte im freien Dänemark auch nicht den Schein einer Nationalitätsunterdrückung erwecken.

Und wie verhält man sich von reichsdeutscher Seite? Ich will nur die Tatsachen der letzten Tage nennen:

1. In Flensburg sind als ganz erheblicher Prozentsatz 7 Stadträte dänischer Nationalität — natürlich in geheimer Wahl frei — gewählt. Die deutsche Mehrheit verweigert selbst die offizielle Veröffentlichung der Stadtratsbeschlüsse usw. in einer dänischen Zeitung! Man will so die deutschen Mitbürger dänischer Zunge zum Halten deutscher Zeitungen zwingen!

Freie Republik! Vergleiche, was ich oben schrieb über den deutschen Abgeordneten und seinen Wahlkreis im monarchistischen Dänemark!

Das kleine Dänemark hat vor freier kultureller Konkurrenz mit dem großen Deutschland offenbar keine Angst. Wir aber müssen Maulkorbpolitik treiben, sonst könnte man uns heißen! —

2. 188 junge Mädchen der dänischen Minderheit in deutschem Reichsgebiet wollten jetzt von Mai bis Juni in Dänemark einen dreimonatlichen Volkshochschulkurs besuchen. Jedes zweite junge Mädchen vom Lande besucht in Dänemark die Volkshochschule. So allgemeine Sitte ist das. Da verlangt man von deutscher Seite von jedem jungen Mädchen 500 Goldmark für einen Paß und macht so den Volkshochschulbesuch unmöglich! Dagegen zum Vergleiche Folgendes: Vor einigen Jahren hat man einer Anzahl deutscher Pfarrer und Volkshochschulmänner durch Monate

*) H. P. Hansen: Fra Krigstiden. Dagbogsoptegnser. Kopenhagen, Gyldendal 1924. 155 S.

**) Hast du Butter? Hast du Wurst? Kommst du vom Schützengraben?

gastfreien Studienaufenthalt auf dänischen Volkshochschulen gewährt. Deutsche Volkshochschularbeit wird im Inland und Ausland von dänischen Volkshochschulkreisen direkt und indirekt unterstützt. Dazu wird die eigenartige Tatsache in der dänischen Presse festgestellt, daß in der deutschen Volkshochschule in Tingleff (auf dänischem Reichsgebiet) zwei deutsche junge Mädchen sind, die die 500 Goldmark für den Paß nicht bezahlt haben. Vielleicht gibts eine Erklärung hierfür? Ja, wir Deutsche: Wir haben nichts zugelernt, wirklich nicht! Wir stoßen die Welt vor den Kopf!

In Polen soll — ich weiß nicht, ob es wahr ist oder ein Gerücht — im Parlament als kleine Anfrage gestellt worden sein: „Was kostet die Errichtung einer chinesischen Mauer um das ganze Reich?"

Es ist höchste Zeit, daß in Deutschland diese Anfrage tatsächlich gestellt wird — im Blick auf die beschriebene und die folgende Tatsache:

3. Die Handwerkervereinigung in Flensburg (und Umgegend?) veranstaltete eine Sonntagsdampferfahrt von Flensburg nach Sonderburg zur Besichtigung einer Handwerkerausstellung.

Solche gemeinsamen Besichtigungen sind in Dänemark etwas ganz Alltägliches. Da reisen Häusler (= Kleinbauern mit 5—8 ha Land) jeden Sommer auf Staatskosten oder mit Staatsunterstützung zu Besichtigungen von Musterwirtschaften, oder Bauern reisen auf Musterbauerhöfen, Meiereien, Konservenfabriken usw. herum, um zu lernen. So wäre es vom Standpunkt eines Dänen geradezu etwas Unnatürliches gewesen, wenn der Vorstand der Flensburger Handwerkervereinigung nicht solch eine Gesellschaftsreise zur Sonderburger Handwerkerausstellung vorbereitet hätte. Unter eigentümlichen Begleiterscheinungen, deren Richtigkeit ich im Einzelnen nicht nachprüfen konnte, die aber den Eindruck einer Schikane leicht erwecken können, wurde im letzten Augenblick die Erteilung eines Kollektivpasses abgelehnt und verlangt, daß jeder Teilnehmer dieses Ausflugs einen Paß für 500 Goldmark sich beschaffe. Man höre und staune: Für einen Sonntagsausflug zu einer Ausstellungsbesichtigung — das Schiff sollte Abends wieder in Flensburg sein — je 500 Goldmark für einen Paß. Jeder Deutsche weiß, wie viele Ausnahmen inbezug auf diese Paßgebühr gemacht werden — und hier ging es nicht?

Und wenn die Ausnahmebestimmungen den Landrat nicht zu eigenmächtigem Handeln bevollmächtigten, so mußte Oberpräsidium oder Ministerium die Sache auf kürzestem Wege selbsttätig richtig erledigen.

Will man denn in Deutschland nicht verstehen — oder ist die historische und geographische und völkische Unwissenheit so groß? — daß es sich in Nordschleswig um ganz andere Grenzverhältnisse handelt als nach den anderen Seiten des Reiches? Soll der alte traurige, die Welt vor den Kopf stoßende Kurs auch im „Neuen Deutschland" beibehalten bleiben?

Man hat in Deutschland nichts zugelernt und nichts vergessen! Traurig — aber bitter wahr!

Dornfeld Fritz Seefeldt.

Vom Weltgewissen

Einer der schwerwiegendsten Artikel, die wir in letzter Zeit gebracht haben, war der über das „Weltgewissen" von einem Auslandspfarrer in Nr. 16/17. Die dort vertretene Erkenntnis: Es gibt kein Weltgewissen! war hart. Ich halte sie nur mit Einschränkungen für richtig. Ganz richtig ist: Es gibt heute kein Weltgewissen gegenüber dem deutschen Volk. Das hat der Verfasser dort deutlich gezeigt. Und richtig ist weiter, daß es kein allgemeines, sicheres, zuverlässiges Weltgewissen gibt, sondern nur ein irrendes, befangenes. Aber dennoch gibt es dieses Weltgewissen, sonst könnte es nicht irren, und zuweilen kann es sich ganz mächtig fühlbar machen, zum Heil oder Unheil, je nachdem.

Es ist die Aufgabe jedes Volks, das Weltgewissen gesund zu erhalten und auf seiner Seite zu haben.

Und so bewegt uns andauernd mehr als die Frage, ob es — heute und überhaupt — ein Weltgewissen gibt, die andere: warum es uns Deutschen gegenüber heute offensichtlich kein Weltgewissen gibt. Düsseldorf!

Das hat mancherlei Ursache, und jener Artikel gab dann auch mancherlei Antwort auf diese Frage. Aber das Furchtbarste und Notwendigste scheint uns, daß wir die Fehler nicht machen, durch die wir das Erwachen eines Weltgewissens für uns hindern.

Wir veröffentlichen vorstehend den Artikel „Als Deutscher in Dänemark". Manchen Leser mag er ärgern. Wir bringen ihn, weil wir den Schrei der deutschen Seele darin verstehen. So hat meine deutsche Seele auch einst geschrien, als ich unsre Leser mit meiner Grenzmarkenpolitik beunruhigte. Hätte ich das nicht getan, so würde ich heute ein schlechtes Gewissen haben und ein Weltgewissen freilich nicht haben können. — Welches Blatt außer dem unsern würde den Artikel aufnehmen?

Zuweilen regt sich doch ein unserm Patriotismus verwandter auch in weiteren Kreisen. So, als der Unmut über unsre Italienreisen vor einigen Wochen losbrach. Zwei Eingesandts aus der „Times" liegen vor mir, in denen Engländer aus dem Aufwand unsrer Landsleute in Italien und Sizilien ihre politischen und moralischen Schlüsse ziehn. Man kann zunächst nur erwidern: Alles Verallgemeinern in dieser Linie tut uns Unrecht. Dennoch bleibt ein Stachel: denn schließlich ist ein Volk für alle seine Bürger verantwortlich, ausnahmslos. Ob es will oder nicht.

Ein Freund in New York, der sehr viel zur Linderung unsrer Not getan hat und noch tut, schreibt uns in einem Privatbrief:

„Schade nur, daß die reichen Großindustriellen, die ins Ausland reisen, auch z. B. nach Amerika, so wenig darauf bedacht sind, den Ruf des deutschen Volkes zu wahren, und sich hier Luxus gestatten, der jedes feinere Empfinden beleidigt. Ein hiesiger Fabrikbesitzer, der außerordentlich viel für Deutschland übrig hat, erzählte, daß zwei seiner Bekannten in Hotel Astor 3 Zimmer mit 2 Bädern auf dem zweiten Stock zu 50 Dollar den Tag bewohnten — sieben Wochen lang. Von zwei Anderen hatte er Ähnliches zu erzählen. Diese Art Leute sehen ruhig zu, wie Deutschlands Freunde im Ausland sparen und knappen, um die Armen in Deutschland zu erhalten, ohne selbst dabei zu helfen. Das ist schade!"

Wenn dieser Eine Grund wegfiele, der das Weltgewissen uns gegenüber immer wieder einschläfert, wieviel rascher kämen wir vorwärts! R

Evangelischer Reichselterntag

Der Reichselternverband evangelischer Eltern- und Volksbünde (Reichselternbund) mit seinen mehr als 2 Millionen Mitgliedern in ganz Deutschland hielt seine zweite Elterntagung vom 22. bis 25. April in Leipzig ab. Es war dies durchaus eine Arbeitstagung. Darum möchte es hier nicht die Aufgabe sein, die vielen Redner im Einzelnen zu würdigen, sondern einige große Linien aufzuzeigen, die zu Tage traten.

Wenn die christliche Elternbewegung bisher getragen war und ausgezeichnet war durch den Kampf um die christliche Schule, also ihre ganze Kraft in der Abwehr gegen die weltliche Schule gebrauchen mußte, so brachte die Tagung den Erweis, daß man fortan Aufbauarbeit leisten muß. Zwar ist das bisher erstrebte Ziel, die Durchsetzung eines Reichsschulgesetzes, das die christliche Schule sichern soll, noch nicht erreicht, aber man erkennt immer klarer, daß man nicht ein Gebäude errichten kann, ohne zugleich zu wissen, welchen Zwecken es dienen soll und wie es ausgestattet werden soll.

Darum war eine Klarstellung nach zwei Seiten hin notwendig: man mußte sich Klarheit suchen in dem Verhältnis zwischen Elternschaft und Kirche und dann zwischen Elternschaft und christlichen Lehrern.

Wertvoll ist, daß die Elternbewegung, die ja im Sommer 1920 ihren Anfang in Leipzig genommen hat, nicht von der Kirche ins Leben gerufen worden ist, sondern wie echtes Leben von der Elternschaft selbst herbeigeführt wurde. Nicht die organisierte Kirche, sondern die Elternschaft als die lebendige christliche Gemeinde hat demnach auch die Wege und Ziele selbst gesucht. Gewiß ist die Kirche an der Bewegung im höchsten Maße interessiert, das hat sie ja vor allem auch in Leipzig von Anfang an bewiesen. Denn der Bestand der Kirche hängt ja im Wesentlichen ab von einem wirklich christlichen Nachwuchse. Aber es ist doch ein erfreuliches Zeichen von dem Vorhandensein lebendigen Christentums, daß solch eine Bewegung werden konnte. Es ist also die christliche Elternschaft eine Größe, an der die Kirche nicht mehr vorübergehen darf.

Eine andere Unausgeglichenheit wies die Stellung der Elternschaft zu den christlichen Lehrern auf. Den anderen Lehrern gegenüber hat die Elternschaft nur insofern eine Pflicht, als sie dem Christengebote der Liebe zu dienen hat. Aber auch unter den christlichen Lehrern, die also evangelischen Religionsunterricht erteilen wollen, besteht noch eine Mißtrauenssphäre, weil man dort, trotz wiederholter Erklärungen von Kirchen und Synoden, immer noch befürchtet, daß eine lebenshemmende Beaufsichtigung des Religionsunterrichtes wiederkommen könnte. Gewiß wurde unverkennbar deutlich, daß der Weg zum Vertrauen sich schon anbahnte. Aber die Kirche muß der Forderung einer Arbeitsgemeinschaft zwischen Schule und Kirche mehr und entschiedener Raum geben. Dieses Ziel zu verwirklichen, ist eine wichtige Aufgabe der Elternbünde und Elternvereine. Trotzdem müssen auch die evangelischen Lehrer eine Gebundenheit an die Grundsätze der Kirche anerkennen, damit das Ziel christlicher Schulen mit christlichen Lehrern für christliche Kinder erreicht wird.

Es ist dabei nicht zu verkennen, daß dann, wenn diese Ziele erreicht werden sollen, auch die Elternschaft zu den Kräften der inneren Politik in Beziehung treten muß. Wohl ist sie, aus sich selbst gewachsen, zu einer Größe geworden, die von Parlamenten und Behörden, von der Presse und von den Gegnern schon Beachtung findet, aber sie muß bestrebt sein, bei den Wahlen (Elternrats-, Kommunal-, Landes- und Reichswahlen) ihren Einfluß geltend zu machen.

Alles dies erfordert aber eine klare Stellung des Staatsrechts zu dem Elternrechte. Dieses ist ja in der Weimarer Verfassung

ausdrücklich anerkannt. Aber noch wirken die Anschauungen eines omnipotenten Staates, dem man die Erziehung des Kindes überlassen konnte, nach. Deutsch ist die größere Bedeutung der Familie. Daraus erwächst aber auch eine viel größere Pflicht der Familie, die Erziehung ihrer Kinder in die Hand zu nehmen. Der Staat kann schließlich gar nicht anders, als zu dem Gedanken einer verblaßten Einheitsschule zu kommen. Da es aber in Wirklichkeit keine allgemeine Sittlichkeit, sondern eine religiös bedingte Sittlichkeit gibt (Gewissen!) und da es nicht eine allgemeine Religion, ja nicht einmal ein allgemeines Christentum, sondern stets nur ein besonders ausgeprägtes Christentum (evangelisch, katholisch usw.) gibt, so hat die christliche Familie ein Recht darauf, ihre Kinder in diesem Sinne erziehen zu lassen. Und zwar muß sich dieser einheitliche Gesinnungsuntergrund durch den gesamten Unterricht hindurchziehen. Es war nicht zufällig, daß die Tagung mit einer Dörpfeldfeier schloß. Denn dieser rheinische Schulmann hat von je her dieses Elternrecht und diese Elternpflicht betont.

Wenn so, frei von aller Einseitigkeit und von allem blinden Eifer, eine neue christliche Schule geschaffen wird, dann ist die christliche Elternbewegung nicht umsonst und ohne Segen.

Leipzig-Kleinzschocher Junge

Zeitschriften-Hilfe

Die Mehrzahl unserer öffentlichen Lesehallen sind nicht mehr oder nur noch in ganz begrenztem Umfange in der Lage, auf Zeitschriften zu abonnieren. Aber gerade jetzt, wo auch zahlreiche Rentner und Geistesarbeiter nicht mehr ihre geliebten Zeitschriften halten können, wäre es doppelt not, daß diese öffentlich auslägen. Es ist ein geringes Opfer, wenn Jeder, der noch zu den glücklichen Beziehern einer Zeitschrift zählt, diese für eine oder zwei Wochen der nächsten öffentlichen Lesehalle leihweise zur Verfügung stellt. So bitten z. B. die Erfurter Bibliotheken um die Christliche Welt. Es wäre aber wünschenswert, wenn auch andere Zeitschriften ihre Leser auf diesen — gewiß sehr schweren — Weg der Solidarität mit den weniger begünstigten Volksgenossen hinwiesen.

Göttingen Piper

Wir sind ganz einverstanden. Aber gegenüber so vielen Bitten um Freiexemplare und dergleichen und bei den Anstrengungen, die Verlag und Redaktion zur Hebung unsrer Zeitschrift machen, müssen wir doch darauf rechnen, daß auch die Zahl unsrer Besteller zunimmt durch Selbstabonnement und Werbung. D H

Verschiedenes

Die Religionen. Ihr Werden, ihr Sinn, ihre Wahrheit. Erstes Buch: **Das religiöse Erlebnis auf den unteren Stufen.** Von J. W. Hauer. Berlin, Stuttgart, Leipzig. W. Kohlhammer Verlag 1923. X. 556 S.

Der erste Teil eines groß und umfassend angelegten Werkes über die Religion und die Religionen, zunächst nach ihrer geschichtlichen Erscheinung, sodann nach ihrem Sinn und ihrer Wahrheit. Der erste, vorliegende Teil befaßt sich zuerst mit der „Religion der Primitiven", wie man zu sagen pflegt. Und der Sinn desselben ist, zu zeigen, „daß Religion mit sich selbst anfängt". Nach Wundts Völkerpsychologie liegt hier der erste große neue Entwurf einer Deutung der Ausgänge und Anfänge der Religion vor, mit dem Nachweis, daß nicht eine sonderbare „Heterogonie der Zwecke" aus einem Andern am Anfange ein Anderes am Ende gemacht habe, sondern daß schon in den Ausgängen der Religion, die wir ihre Primitiv- oder ihre Vorformen nennen, Religion selber und religiöses Erfahren am Werk gewesen ist und den Fortgang bestimmt. Es ist eine entschiedene Absage moderner Religionsforschung an die naturalistische Erklärung der Religion aus Animismus, Magismus, Vitalismus, die bisher die Forschung beherrschten, die doch zugleich die bedeutenden Ergebnisse dieser Methoden sich dienstbar macht. Dieser neue Versuch stellt sich entschlossen auf den Boden der Entwicklungslehre, aber eben einer echten Entwicklungslehre, die nicht Transmutation und Transformation von Phantasieerzeugnissen setzt, sondern echte Evolution potenzreicher Keime, die das Entwickelte und das Höhere als Entelechie in sich tragen. Dieses schon in den scheinbar dumpfen und fremden Urformen aufzufinden und sie damit zu deuten nach Sinn und Gehalt, setzt sich unser Buch zur Aufgabe. Indem so das Pendel kräftig nach der andern Seite geworfen wird, entsteht leicht die Gefahr, die untersten Stufen den höheren der Entwicklung zu sehr anzunähern und mehr in ihnen zu sehen, als schon von ihnen gefaßt wird. Und vielleicht ist der Verfasser dieser Gefahr nicht immer ganz entgangen. Aber wenn hier gelegentlich etwas gefehlt sein sollte, so liegt das an der Aufgabe selbst, die Ungerechtigkeit und die Unfähigkeit bisheriger Methoden zu überwinden, die die echt religiösen Momente auch im Rohen und Anfänglichen übersahen und fortdeuteten. Grundmoment der Religion ist dem Verfasser „Berührtsein, Erfaßtwerden wie von einer unsichtbaren Macht", fremdartig, bedrückend, befreiend, beängstigend, beseligend, und auf jeden Fall ganz anders als sonstige Erfahrungen es sein mögen. (S. 36.) Er zeigt an ungemein lehrreichen und anschaulichen Ereignissen auch nach heutiger Erfahrung, wie derartiges Erfaßtwerden ganz urtümlich noch heute „primitiven" Menschen, nämlich kindlichen und Kindern kommen kann; deutliche Parallelen zu denjenigen, von denen ich selber in meinen „Aufsätzen das Numinose betreffend" auf S. 56 ff. gesprochen habe, und er gewinnt sich von da einen Schlüssel, der ihm die Erscheinungen auch der Frühreligion aufschließt. Die Erreger solcher Erlebnisse klassifiziert und untersucht er eindringend in Kap. 2 und findet von da aus leicht und gut den Übergang zu dem für alle Primitivformen so wichtigen und hervorstechenden Faktum des ekstatischen Erlebens, dessen Formen und Auswirkungen er schildert. In diesem Abschnitte entwickelt sich zugleich der doppelte Charakter unseres Buches. Es will nicht nur Deutung, sondern auch Darstellung der Mannigfaltigkeit der Erscheinungen der Primitivreligion sein, ein Lehrbuch zugleich dieses weitschichtigen Gebietes. Und des letzteren bedürfen wir in der Tat sehr dringend: einer geistvollen, umfassenden Darstellung selbst des gewaltigen Gebietes mit der schier verwirrenden Masse seiner verschiedenen Erscheinungen, und dieser zunächst einmal in ihrer ganz realistischen, massiven, und weltweiten Gegebenheit. Ehe der Schüler zu ihrer Erkenntnis dringt, soll ihm die Kenntnis der Fakten selber gegeben werden, und wenn möglich das Erstere am Letzteren. Und so gibt der Verfasser zugleich in langen, gründlichen und ausführenden Kapiteln eine Tatsachenkunde vom Wesen des ekstatischen Erlebnisses und seinen Auswirkungen und Formen, von der „Macht" und der ihr zugehörigen Zauberei, dem zauberischen Kraftdenken, dem Tabu, vom Totemismus, von der übersinnlichen Wahrnehmung und ihren Formen, in Traum und Vision, im Nagualismus und der Inkubation, in der Kristallschau und im Hellsehen usw. Sodann vom Jenseitsglauben, vom Geisterdienst, Ahnenkult und der Heldenverehrung, vom Werden des Mythus und seinem Zusammenhange mit der Ekstasis, von den Formen der übernatürlichen Ergriffenheit, unter die er Automatismus mit Divination und Gottesurteil und die Besessenheit rechnet, um von hier die Maske, den religiösen Tanz usw. zu deuten. Endlich von den Geheimbünden, vom primitiven Prophetismus, mit Weihen und Initiation. Gern nimmt man hier das reichlich gebotene Material entgegen. Ja, gern würde man hier ein noch stärkeres Überwiegen des Darstellenden über das Deutende sehen, denn eine Kenntnis der einfachen Tatsachen selber fehlt uns sehr, und besonders für unsere Studenten würde ein einfaches erzählendes Handbuch der Primitivreligion, möglichst auch mit Abbildungen, sehr dienlich sein. In demselben müßten dann statt der nur nach Gesichtspunkten und Gegenständen ordnenden Einteilung möglichst auch eine Einteilung nach ethnologischen Gesichtspunkten und geschlossene Darstellungen der „Religion" einzelner besonders paradigmatischer Stämme und Volkschaften gegeben werden. Verfasser und Verleger würden dem Lehrbetriebe einen großen Dienst erweisen, wenn sie besonders in letzterer Hinsicht ihr schönes Werk noch, etwa durch ein Sonderbändchen, ergänzen würden.

Wir können dem großen Reichtume des Buches hier nicht im Einzelnen folgen. Um doch einen Eindruck seiner Art und Methode zu geben, greife ich darum nur ein besonders gutes Beispiel dafür heraus. Kap. 5 behandelt „Geisterdienst, Ahnenglaube, Heldenverehrung". Richtig erkennt der Verfasser, daß die bloße animistische Hypothese das eigentlich Charakteristische am Geisterdienst verfehlt. In ihm mischen sich Seele-vorstellung und „Macht"-vorstellung. Und beide wurzeln im selben Grundgefühl des Menschen, in seiner Scheu vor dem Übernatürlichen, das sich dort persönlich, hier unpersönlich gestaltet. Der Verfasser hätte noch hinzusetzen können, daß dieses gleiche Moment beiden Vorstellungsreihen ganz offensichtlich auch der Grund ihres Zusammentretens ist, das man zu leicht als eine Selbstverständlichkeit hinnimmt, ohne nach einem innern Grunde seiner Notwendigkeit zu fragen. Aus der Verbindung erst mit diesem zauberischen Elemente verknüpft sich der Geisterdienst — und das kann man nun begreifen — mit dem uns so wunderlich-unverständlichen „Reliquienkult", in Leichnam-, Skelett-, Schädelverehrung und -Gebrauch, in Mumie, Totenmaske und Ahnenbild. — Aus dem Machtglauben im Zusammenhange mit den sichtbaren Überresten des numinos geschauten Toten entspringen unterbewußte Kraftwirkungen mit Automatismus, die zu einem primitiven Orakeltum führen. Aus der Ahnen-reliquie entspringt das Ahnenbild, und in diesem liegt eine der mannigfachen Wurzeln des Bilderdienstes überhaupt. Und indem die durch das numinose Moment verstärkten Gefühle gegen den Toten, sowohl die der Zuneigung wie die der Furcht, aufgeregt und vermehrt werden, leitet der Geisterdienst zu ekstatischer Erregung, die in Besessenheitszustände übergehen kann. Indem Geisterdienst zu Ahnendienst wird, wird er dann zugleich das stärkst bindende Band für Familie und Sippe und allerhand soziale Gestaltung. Am Beispiele der alt-chinesischen Traditionen wird dieses Ineinanderspielen und Sich-Auswirken genannter Momente dann feinsinnig erläutert. Und große, zunächst rätselhafte Kulturzusammenhänge erhalten so ihr inneres Licht. Zugleich glaubt Verfasser am chinischen Beispiel zeigen zu können, daß die eigent-

liche Göttervorstellung nicht aus Ahnendienst erwachsen sein könne: „der religiöse Instinkt hat reagiert einerseits auf ‚Geister', andererseits auf die Natur. In jenem Falle schuf der Mensch ‚Ahnen', die den Göttern sehr nahe kommen. Im anderen Falle ‚Götter', die um so heiliger und gewaltiger waren, als die Ursache der Erregung die ‚Geister' an Erhabenheit überragte." — Diesen allgemeineren Bestimmungen folgt sodann eine sichtende Formenlehre im Einzelnen. Totendienst und Kult werden unterschieden von Geisterdienst. Über diesem erhebt sich als bestimmt neue und höhere Form erst echter Ahnendienst. „Verehrung" und „Versöhnung" sind an ihnen Pole, die zusammengehören, aber unterschieden sein wollen. Methoden des „Umganges" entspringen, in übersinnlicher Wahrnehmung, in Traumgesicht, Vision, Ergriffenheit. Typische Beispiele hierfür werden aus den verschiedenen Gebieten der Primitivkultur zusammengestellt, so daß das Bild Farbe erhält. — Ein neues Moment bricht durch, wenn sich nun auf der angegebenen Grundlage der große religiös verehrte Heros erhebt, und wenn aus der bloßen ekstatischen Erregung die religiös-dichterische Inspiration hervorbricht, wenn nun die methodische „Seelen-Schulung" entsteht, und wenn nun die Beziehungen zu jener Welt und Ordnung zugleich das hiesige soziale Leben mit Weihe, Dauer und höheren Werten erfüllen. — Dies führt den Verfasser noch einmal zu der Frage nach dem Verhältnis von eigentlichem Geisterdienst und Heldenverehrung zur Vergöttlichung des Helden: ein viel umstrittenes Problem. Die Sphären des Heldischen und des Göttlichen bleiben ihm getrennt. Keine ist aus der andern abzuleiten. Aber die Sphären beeinflussen einander. Der Held ist doch von unten her, der Gott von oben her. Zum göttlichen Rang Erheben ist nicht Verwandlung in eine Gottheit. „Auch Krischna, der große Gottheiland Indiens, bleibt seiner Herkunft nach ein menschlicher Held. Dieser menschlichen Gestalt wird zwar der ganze Reichtum des alten Sonnengottes Vischnu geschenkt. Aber nie hat sich Vischnu selber aus Krischna entwickelt. Der Gott Vischnu vielmehr wurde geboren als ein altindischer Frommer" (besser wohl ein „Seher"; mit Recht betont ja gerade der Verfasser selber das Entspringen der großen religiösen Grundkonzeptionen im Gemüte nicht des beliebigen Frommen, sondern des „Erwählten"), „von der Majestät und Güte der Sonne gefaßt, den Gott innerlich schaute".

Nach langer Wanderung faßt im „Schluß" der Verfasser seine Ergebnisse zusammen: „Das bunte Gewoge außerordentlicher seelischer Erregungen, die, wie wir sehen, zu besonderen, bestimmten religiösen Formen drängten, enthüllt immer wieder eine Grunderfahrung: das Erlebnis des Heiligen, das eigenartige Erfühlen und Ergriffenwerden von einer übernatürlichen Macht, die als das ‚Ganz Andere' empfunden wird. Und gerade an ihren grotesken und schauerlichen Formen ist uns jenes Urerlebnis oft entgegengetreten." — Wenn ich zur Sache einen Wunsch zu äußern hätte, so wäre es dieser, noch bestimmter und einseitiger gerade das im letzten Satze anerkannte Moment als den wahren Ausgangspunkt zu nehmen. Nicht „Majestät und Güte" sondern gerade das „Unheimliche" ist offensichtlich die erste Durchbruchsform gewesen. Und was wir dann das „Übernatürliche", das „Übersinnliche", nennen, sind seine Entfaltungen vor dem reiferen Bewußtsein, die doch in der Tat keimhaft in jenem schon beschlossen sind.

Marburg Rudolf Otto

Politisches Handwörterbuch. Unter redaktioneller Mitwirkung von Kurt Jagow herausgegeben von Paul Herre. Leipzig, K. F. Koehler 1923. Gebunden 56 Mark. Der Verlag erleichtert die Anschaffung durch Annahme von Teilzahlungen.

Selten habe ich ein Buch in die Hand genommen, das so sehr und auf den ersten Blick hin schon sich kundgibt als das, was nottut, wie dieses Handwörterbuch. Seit fünf Jahren ist in der politischen Welt Alles in Fluß: fast sämtliche Grenzen verändert, alte Reiche vergangen, neue Staaten aus ihren Trümmern entstanden, ein beständiges Kommen und Gehen von Staatsmännern und Parteihäuptern, grundumstürzende Umgestaltungen des gesamten Wirtschaftslebens und der sozialen Ordnungen, bei uns in Deutschland eine unaufhörliche Gesetzgeberei, dazu der endlose Prozeß, den Frankreich gegen uns auf Grund des Versailler Vertrages führt, die Unzahl von Fragen, die sich an die Auslegung dieses und der andern großen Verträge knüpfen, Völkerbund, Abrüstung, Schutz der Minoritäten, dann die Revolutionen in den verschiedenen Wanderungen — kurz: Unendliches und Ungeheures hat sich in den letzten fünf, zehn Jahren begeben, ist von uns miterlebt, aber doch nur teilweise bis ins Einzelne hinein noch gewußt, im Gedächtnisse eine gewaltige Stoffmasse bildend, die unübersichtlich und trübe auf unsern Geist drückt, die Aufnahme des Allerneuesten oft mehr hindernd als fördernd. Da ist nun das Handwörterbuch eine wahre Erlösung. In ungefähr 5000 kleinen und größeren Einzelartikeln behandelt es die „Einrichtungen und bestimmenden Kräfte des öffentlichen Lebens" im Dienste der Aufgabe, die es sich gestellt hat: „das starke Bedürfnis weiterer Kreise nach umfassender und unparteiischer politischer Aufklärung zu befriedigen." Der Herausgeber mit seinen 190 Mitarbeitern hat die Aufgabe glänzend gelöst. Das Handwörterbuch ersetzt eine ganze Bibliothek. Es gibt selber auf alle nur erdenklichen Fragen Auskunft und verweist für weiteres Forschen überall auf die neueste Literatur; es regt damit zur Vertiefung an, gibt aber selber schon so viel, daß auch der Fachpolitiker zufrieden sein wird. Da es möglich war, den Satz des gesamten zweibändigen Werkes bis in die Zeit des Umbruches stehen zu lassen, so konnte die Bearbeitung einheitlich bis auf den Stand von Anfang 1922 geführt werden; das Werk vermittelt also Informationen, auch in dem reichen statistischen Material, wie sie in dieser Neuheit und Vollständigkeit nirgends zu finden sind, es gehört auf den Schreibtisch eines Jeden, der im öffentlichen Leben in irgendeiner Weise mitzuwirken berufen ist, also gewiß auch jedes Lesers der Christlichen Welt. Richard Schwemer

Zu den beiden Berliner Briefen in 1923 Nr. 47/48 und 1924 Nr. 11/13 geht uns folgende Erklärung zu:

Herr Pfarrer Kracht hat in einem offnen Brief an Pfarrer Themel die gegen den kirchlichen Liberalismus gerichteten Ausführungen des Herrn D. Doehring (Vortrag: Kirche und Volksleben in der Samariterkirche, Berlin am 25. 9. 23) dadurch abzuschwächen versucht, daß er schreibt: „... Wenn Doehring von dem Liberalismus in stark absprechendem und negativem Sinne gesprochen hat, so meint er die liberale Praxis.... Ich weiß, daß Herr D. Doehring einen Angriff auf den kirchlichen Liberalismus nicht beabsichtigt hat.... Ich habe den Eindruck, daß Sie in der Annahme, daß Doehring als ‚Positiver' gegen den Liberalismus eingenommen sei, aus seinen Worten etwas herausgehört haben, was ihm ganz fern lag...."

Demgegenüber stellen wir im Namen der Positiv-liberalen Arbeitsgemeinschaft, die den Vortrag gehört hat, fest, daß Herr D. Doehring ausdrücklich den kirchlichen Liberalismus schlechthin, nicht nur die kirchenpolitische Praxis angegriffen hat. Herrn Pfarrer Kracht können wir ein Urteil über das, was D. Doehring gesagt hat, nicht zuerkennen, da er dem Vortrag persönlich nicht beigewohnt hat. Die Auffassung, daß D. Doehring keinen Angriff auf den kirchlichen Liberalismus beabsichtigt habe, scheint demnach eine subjektive Auffassung von Pfarrer Kracht zu sein, da sonst D. Doehring selbst Gelegenheit genommen haben würde seine Ausführungen zu berichtigen. Im übrigen halten wir die Sache mit dieser Erklärung für erledigt.

Die Positiv-liberale Arbeitsgemeinschaft:
Gravenstein, Studienrat. Specht, Lehrer.

Kleine Mitteilungen. Ich möchte unsere Leser auf zwei kleine Büchlein hinweisen, die, nebeneinander gelesen, für die wichtige Frage eines religiösen Sozialismus außerordentlich lehrreich sind. Das eine stammt von dem deutschen Sozialdemokraten, Redakteur und Präsidenten der Anhalter Volksvertretung, Heinrich Peus (Gegen die kirchliche Orthodoxie! Volksblatt-Bibliothek Dessau 1923) und das andere von dem englischen Labor-Sozialisten, Bürgermeister a. D. der Stadt Derby, W. G. Wilkins (Arbeiterschaft und Religion in England. Zu beziehen vom Übersetzer Lic. Dr. Hans Hartmann, Solingen-Foche). Es kommt ja nicht sehr häufig vor, daß ein deutscher Sozialist sich in konkreter Weise mit kirchlichen Angelegenheiten befaßt. Hier aber tut es Peus. Der Anlaß ist ein Angriff des Hofpredigers Bindemann auf unsern Freund Kirchenrat Stier, dem die Zusammenarbeit mit dem Sozialdemokraten und Kirchenhasser Peus zum Vorwurf gemacht wurde. Peus deckt den Angefochtenen und verteidigt sich gleichzeitig gegen die auch ihn betreffenden Angriffe von der kirchlichen Rechten her, indem er seine ganze Stellung zu Religion und Kirche aufrollt. Nur das Letztere interessiert uns hier. Nach meinen Erfahrungen darf ich wohl sagen, daß seine Äußerungen für des deutschen Sozialisten Weltauffassung typisch sind. Ursprünglich Katholik trieb ihn „Luthers Lehre von der Gewissensfreiheit" mit 18 Jahren zur protestantischen Kirche, mit 29 trat er auch aus dieser aus, weil er „letzte Wahrheit" suchte, die ihm die Kirche nicht gab. Aus sozialen Interessen wollte er Theologie studieren; ging aber nach ¾jährlichem Studium zur Philosophie, Geschichte, Politik und Nationalökonomie über. Seine Religion besteht im Suchen nach einer letzten Wahrheit, die mit naturwissenschaftlicher Erkenntnis im Einklang stünde, in unbedingter Behauptung der eigenen Gewissensüberzeugung (nur das ist Glaube, der vom eigenen Gewissen diktiert wird) und in rücksichtsloser Betätigung sozialer Gesinnung, welch letztere für ihn zum Inhalt den Pazifismus und wirtschaftlichen Sozialismus hat. Am Christentum imponiert ihm nicht die Lehre von der Trinität, der Gottessohnschaft Christi und der Erlösung — das ist Dogmatismus — sondern die Ethik der Menschenliebe als ordnendes Prinzip, voran die Bergpredigt. Zwischen der Ethik des Sozialismus und der des Christentums — sagt er — gibt es starke Berührungspunkte. Hervorheben möchte ich den trefflichen Satz: „Verschieden denken und dennoch vereint handeln, das scheint mir die wichtigste Lösung des Rätsels der Gegenwart zu sein." — Man merkt, wie diese Religion starke aufklärerisch-idealistische Einschläge charakterisieren. In Peus finden sich Spuren etwa von Lessing, Kant, Marx und Bölsche. Das Religiöse in seinem spezifischen Sinne (Hingabe an Gott, Abhängigkeit, Gericht, Gnade, Dankbarkeit gegen Gott) erscheint ihm wie Vielen seiner Genossen als Dog-

menglaube. Darum findet er ganz folgerichtig seine geistige Heimat im Monistenbund. Von kirchlicher Seite wäre es nun, trotz aller notwendigen eigenen Festigkeit, höchst töricht, die religiöse Differenz aggressiv herauszukehren. Könnte es nicht genügen, sich mit solchen prachtvoll aufrechten Menschen in der sittlichen Auffassung eins zu wissen? Denn rein ethisch genommen decken sich die Forderungen des aus der Aufklärung gespeisten Sozialismus, soweit sie das Diesseitige betreffen, mit denen des Christentums. — Wie groß die Verwandtschaft ist, zeigt Wilkins, der von einer ganz andern Welt her zum Sozialismus kommt. Solche Sozialisten sind in Deutschland undenkbar. Hier redet der von John Wesley beeinflußte Methodist in einem Tone, wie wir ihn von Gemeinschaftskreisen her kennen, von Erneuerung urchristlicher Brüderlichkeit, einfach, unproblematisch, ganz positiv von der Jesusliebe ausgehend. Die methodistischen Gemeinschaftshäuser werden geschildert als „Heim des Proletariats, die Quellpunkte der Demokratie und die Stätten, wo das Volk Recht bekam. ... Die Männer, die hier zu diesen Gemeinschaftshäusern gingen und da von Gottes Liebe zu sagen lernten, wurden die großen demokratischen Führer Englands. Sie wurden Sozialisten, weil die Gottesliebe in ihrem Herzen wohnte und überfloß für das arme Volk um sie herum. Ihre Religion machte sie zu Sozialisten und sie hätten nie gewußt, wo und wie sie ihre Religion von ihrem Sozialismus hätten trennen sollen." Von anderer Seite her kommt Wilkins zum selben Resultat wie Peus: „Ich wünschte, das ganze Volk stünde in der Christusnachfolge — aber jedenfalls achten wir um des Geistes Christi willen anderer Leute Meinung, auch wenn sie in anderer Linie liegt als unsere." Also auch da Duldung verschiedener Glaubensmeinungen, hier aus dem Geiste Christi, dort aus dem Gewissen, aber Einheit in der sozialen Tat. In den praktischen sittlichen Endergebnissen decken sich Christentum und Sozialismus, der Unterbau freilich ist ein anderer. Verschiedene Wurzeln, aber Eine Krone. Da sollte man sich zunächst zusammenfinden und nicht von beiden Seiten her die Differenzen immer wieder aufreißen. Die Gegner von Peus haben recht, wenn sie schreiben: „Nicht das menschliche Gewissen an sich, sondern das an Gott gebundene Gewissen ist letzte Norm." Aber schließlich geht der Weg zu dem an Gott gebundenen Gewissen doch wieder durch das Gewissen, d. h. auch der Glaube an die Offenbarung bedarf der eigengewollten Bejahung. W

Zur Vorbereitung des Evangelisch-Sozialen Kongresses, dessen Programm im Inseratenteil zu lesen steht, dienen, sich trefflich ergänzend, zwei Veröffentlichungen:

1. der vom Generalsekretär Pfarrer Herz in Leipzig-Gohlis herausgegebenen Mitteilungen des ESK Evangelisch-Sozial zweites Heft. Leipzig, Arwed Strauch. Einzelheft 1 Mark. Es enthält einschlägige Artikel über Reutlingen, Württemberg usw. Unter der Rubrik „Soziale Kundgebungen" hätte geradezu der Versuch gemacht werden sollen, alle verwandten kirchlichen Äußerungen zu sammeln. Welches Organ sollte das sonst tun? Und vielleicht tut es ein nächstes Heft.

2. hat Magistratsrat Professor Ernst Cahn in Frankfurt a. M. die Rede drucken lassen, die er bei der Gründung einer Evangelisch-Sozialen Arbeitsgemeinschaft für Hessen-Nassau und Hessen am 12. 5. gehalten hat: Christentum und Wirtschaft. Er fordert darin ein christliches Programm der Sozialethik und zieht die Grundlinien dafür. Die Schrift ist in unsre „Bücherei der Christlichen Welt" aufgenommen, also bei Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart zu haben und kostet —.80 Mark.

Mit einem Kongreßartikel für die Neckarzeitung befaßt, nahm ich die Protokolle der Tagungen von Stuttgart (1896) und Heilbronn (1909) zur Hand und las dazu in den alten Jahrgängen der CW. Wie interessant ist das! Welche Wandlungen (bei im Grunde gleich gebliebener sozialer Not)! 1895/6 die Ära Stumm, der zweite oberkirchenrätliche Erlaß, das Kaisertelegramm, Stöckers Austritt aus der Konservativen Partei und aus unserm Kongreß, v. Sodens Rede in Stuttgart. 1909 die sonnige Tagung in Naumanns Wahl-Stadt, doch auch mit dem schweren Ernste des Drewsschen Vortrags. Es lohnt wirklich einmal eine Weile zurückzublättern. ... R

Wöchentliche Chronik

Die evangelisch-theologische Fakultät der Universität Wien ist nun auch räumlich in den Verband der Alma mater aufgenommen worden. Seit Beginn des laufenden Sommersemesters befinden sich ihre Räume im ehemaligen Ackerbauministerium — Wien I, Liebiggasse 5, welches Gebäude der Universität vom Ersparungskommissar Dr. Hornik überlassen wurde. In dem Hause sind auch Hörsäle, Seminare und Institute der philosophischen und juristischen Fakultät untergebracht.

Das Erziehungswerk der Brüdergemeine konnte am 12. Mai dieses Jahres auf ein 200jähriges Bestehen zurückschauen. Am 12. Mai 1724 wurde in dem kleinen Herrnhut, das damals erst wenig Häuser zählte, der Grundstein zum ersten „Gemeinhaus" gelegt, in dem eine Landschule für junge Adlige eingerichtet wurde. Sie hat freilich nur kurze Zeit bestanden, aber dies erste Samenkorn hat reiche Frucht getragen. Aus der einen Landschule ist ein weltweites Erziehungswerk an Knaben und Mädchen aller Stände geworden, das von der Brüdergemeine in ganz Deutschland und über dessen Grenzen hinaus getrieben wird. In 4 Knabenerziehungsheimen, einem Oberlyzeum, 20 höheren Mädchenschulen und Töchterheimen und einigen privaten Volks- und Mittelschulen tut die Brüdergemeine heut ihre Arbeit an der deutschen Jugend. Etwa 4000 Zöglinge, mehr als je in früheren Jahren, stehen heut in ihrer Pflege, die selbst nur etwa 9000 Mitglieder zählt. Der Gedenktag wurde in Herrnhut durch ein großes Jugendfest von 1200 Knaben und Mädchen aus allen Teilen Deutschlands festlich begangen.

Das französische Komitee des Weltbunds für Freundschaftsarbeit der Kirchen fordert in Nr. 3 des Christianisme social die französischen Protestanten auf, sich an dem internationalen Kinderhilfswerk für Deutschland zu beteiligen. Man will speziell notleidende Kinder deutscher Pastoren unterstützen. Gegenüber Angriffen, die dieses Unternehmen von französischer Seite erfahren hat, schreibt Elie Gounelle in Nr. 4 derselben Zeitschrift: „Wir wissen, daß es auch in Deutschland reiche Leute gibt. Wir wissen aber auch, wie groß trotzdem die Not anderer Schichten in Deutschland ist, und daß die ausgedehnten deutschen Hilfswerke einfach nicht in der Lage sind, alle Not genügend zu lindern. Vor allem aber: Eine Hilfsbereitschaft, die nicht über den begrenztesten Horizont des Nationalismus hinausgehen will unter dem Vorwand, sie kenne nur das Elend in Frankreich, wird sicher nicht in der Lage sein, auch nur das Elend in Frankreich so aufzufinden, daß sie ihm helfen kann; sie ist uns deshalb verdächtig, weil sie weder echt christlich noch auch nur echt französisch ist."

Im S. S. 1921 gab es in Deutschland 36 000, 1922 47 000, 1923 60 000 Werkstudenten; von den letzteren mußten 20 000 während der Vorlesungszeit einer Erwerbstätigkeit nachgehen.

In Deutschösterreich sind 1923 591, in Böhmen, Mähren und Schlesien 1414 Übertritte von der katholischen zur evangelischen Kirche erfolgt. Wartb 4

Die kirchliche evangelisch-theologische Akademie in Preßburg soll vom Staate übernommen werden. Die Akademie hat slowakische Vortragssprache, aber einen deutschen Dozenten. An der Fakultät sollen weitere deutsche und madjarische Lehrstühle errichtet werden. Wartb 4

Die Professoren am Pariser Priesterseminar A. Brasser und J. Ducher, deren Manuel biblique durch Erlaß der römischen Offiziumskongregation verboten war, haben sich unterworfen. DEK

In Palästina hat nach dem Syrischen Waisenhaus auch die Karmelmission ihre Arbeit wieder aufnehmen dürfen. Das Hospital in Jerusalem ist den Kaiserswerther Diakonissen zurückgegeben; die aus Oberägypten vertriebene Sudan-Pioniermission beginnt sogar in Akko eine neue Arbeit.

Der Weltbund für christliche Freiheit und religiösen Fortschritt soll 1925 am 4. und 5. Juni in London, 7. bis 9. Juni in Köln tagen: ein Kongreß in zwei Teilen.

In Boppard hatte vom 22.—25. April die Vereinigung der deutschen und französischen Freunde der evangelisch-christlichen Einheit (14. 10. 20 in Mainz gegründet) eine Zusammenkunft, die von 63 Teilnehmern, darunter 15 Franzosen, besucht war.

In Utrecht fand unter Leitung von Pastor D. van Limburgh und in Anwesenheit des Generalsekretärs der Europäischen Zentralstelle D. Adolf Keller eine Versammlung sämtlicher Hilfsausschüsse zur Unterstützung evangelischer Pfarrfamilien in Deutschland statt. EPD

Auf dem Kongreß Life and Work, der auf den 20. bis 29. August 1925 in Stockholm festgesetzt ist, wird die deutsche Gruppe (60 Vertreter) die Stellung der christlichen Kirche im gesellschaftlichen Leben, der öffentlichen Sittlichkeit und der Erziehung zu behandeln haben. Die Stellung der Kirche zu Industrie und Volkswirtschaft fällt der englischen und der amerikanischen Gruppe zu. Zu den Predigern in einem der feierlichen Kongreß-Gottesdienste gehört auch Landesbischof D. Ihmels-Dresden.

Die Verfassungsurkunde für die evangelische Kirche der altpreußischen Union ist im Kirchlichen Gesetz- und Verordnungsblatt veröffentlicht worden. Das Einführungsgesetz tritt sofort, die Verfassung selbst erst nach Bestimmung des Evangelischen Landes-Kirchenausschusses in Kraft.

Auf der Brandenburgischen Provinzialsynode wurde ein Antrag des Gemeindekirchenrats Döbern, die Eintauchung des Brotes in den Wein beim Abendmahl aus gesundheitlichen Gründen zu gestatten, abgelehnt.

Die Eröffnung des Reichstags am 27. wurde von zwei Gottesdiensten eingeleitet: einem evangelischen im Dom, einem katholischen in der Hedwigskirche.

Von der Königsberger Kantfeier. Die Königsberger Korporationsstudenten haben dem Festausschuß erklärt, daß sie für einen ruhigen Verlauf der Feier nicht garantieren könnten, wenn der Traktat zum ewigen Frieden in den Festreden erwähnt würde. Dieser Wink hat genügt. ... So „Die

Menschheit" 11 S. 74. (Wir können das nicht glauben, weder das Eine noch das Andre. D H.)

Die preußische Regierung hat die dem Staate gehörige Abteikirche in Maria-Laach, die bisher simultan benutzt wurde, dem Benediktinerorden ohne Entgelt zur freien Benutzung geschenkt, ohne daß von einer Entschädigung der evangelischen Kirche bisher etwas verlautete. DEK

Der Papst hat bei der Einweihung eines katholischen, als Gegenstück zu einem mit amerikanischer Hilfe auf dem Monte Mario gegenüber dem Vatikan begründeten protestantischen Erziehungsheims nach Osservatore Romano vom 11. 4. 24 unter anderem Folgendes gesagt: „Ihr wißt es und alle sollen es wissen, wie stark die Propaganda der Irrlehre in unserer Stadt Rom zunimmt. Unter den vielen Übeln und traurigen Schicksalen, von denen die der ganzen katholischen Welt heilige Stadt im Laufe der Zeiten heimgesucht wurde, ist diese Plage nicht die kleinste. Wir müssen es leider Gottes erleben, daß die Sendboten der Ketzerei und der Kirchenspaltung sich umhertreiben auf diesem Boden, den die Märtyrer mit ihrem Blute geweiht haben als Zeugen der Reinheit und Einheit des Glaubens. Ihr habt das ganze Leid über solche Zustände mitempfunden, ihr seid Zeugen gewesen des Schmerzes, der euer Herz trifft, wenn wir sehen müssen, wie auf diesem heiligen Boden der Stadt Rom Tempel und Gebäude entstehen, die eine Beleidigung des Erlösers Jesus und seiner Stellvertreter auf Erden sind. Ihr habt es verstanden, wie tief wir verletzt sind, wenn wir sehen müssen, auf welche Weise man die Unwissenheit der Massen, ja selbst ihre leibliche Not mißbraucht, um sie in den Fallstricken der Ketzerei zu Fall zu bringen. Und weil ihr das alles erkannt habt, seid ihr uns zu Hilfe geeilt mit soviel Eifer und Tatkraft."

20 unbenutzte, baufällige, aber architektonisch wertvolle Kirchen in London sollen nach Kanada, Australien, Neuseeland und den Vereinigten Staaten transportiert und dadurch wertvolles Bauland gewonnen werden.

Die lutherischen Studenten in der Cornell-Universität in den Vereinigten Staaten haben 100 000 Dollar aufgebracht, um eine eigene Studentenkirche mit 500 Sitzplätzen und Räumen für soziale Arbeit zu errichten. AELKZ 19

Die Gesamtzahl aller Methodisten in Amerika beträgt 8 270 000, in der ganzen Welt 10 083 000 (eingeschriebene Mitglieder, also ohne Kinder); 45 260 Prediger in Amerika, 60 000 in der ganzen Welt.

Von Personen. Promoviert: Pastor Walter Windfuhr in Hamburg zum D. von Heidelberg. Gestorben: Professor D. Wilhelm Walther in Gehlsdorf bei Rostock, der Missionsschriftsteller D. Reinhold Grundemann in Belzig.

Pfarrer Lic. Dr. Martin Stammer, Schriftleiter des Mecklenburgischen Kirchen- und Zeitblatts, wurde vom mecklenburgischen Landtag zum Minister für Kultus und Justiz gewählt.

Domprediger D. Friedrich Doehring wurde zum Vorsitzenden des Evangelischen Bundes gewählt.

Professor D. Rudolf Otto in Marburg ist eingeladen, in Oberlin, Ohio, und am Oriel-College, Oxford, England, Vorlesungen zu halten. Er wird dort im September und Oktober über „westliche und östliche Mystik" vortragen. E St

Verantwortlich: Lic. theol. Georg Wünsch, Marburg a. L.

In der

Bücherei

der Christlichen Welt

erscheint soeben eine für die Tagung des Evangelisch-Sozialen Kongresses besonders wichtige Arbeit von

Ernst Cahn

Christentum und Wirtschaftsethik

Gm —.80

Diese Rede des Verfassers kommt den Bestrebungen der evangelisch-sozialen Arbeitsgemeinschaften zum erstenmal in einer neuen Form entgegen und wird bei der dringenden Notwendigkeit des Gegenstandes, der gründlichen Auseinandersetzung mit ihm, bei Theologen und Wirtschaftspolitikern die allergrößte Anteilnahme finden. Diese Schrift legt den ersten Stein zu einer christlichen Gesellschaftsethik.

Ferner in zweiter bedeutend erweiterter und ergänzter Auflage:

Heinrich Hermelink

Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart

Gm 2.50

„Wir dürfen das Erscheinen des vorliegenden Büchleins des Marburger protestantischen Theologen zu den erfreulichen Ereignissen des Jahres zählen. Wenn der Geist, aus dem es hervorgegangen ist, Bestand unter den Glaubensgenossen des Verfassers gewinnt, dann tun sich für den religiösen Frieden Hoffnungen auf." Katholische Korrespondenz.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.

Gotha-Stuttgart

Evangelisch-Sozialer Kongreß

in Reutlingen.

Dienstag, 10. Juni, 7 Uhr: Eröffnungsgottesdienst. Predigt: D. Mahling-Berlin. — Begrüßungsabend Bundeshalle, Kaiserstr. 49.

Mittwoch, 11. Juni, Vorm. 8½: „Ethik und Sozialpolitik". Privatdozent Dr. Raab-Frankfurt. — 2½: Mitgliederversammlung. — 4: Besichtigungen. — 6: Abendmusik in der Marienkirche. — 8: „Die Wirkungen der Industrialisierung auf die Gemeinde". Pastor Cordes-Wilhelmsburg und Arbeitersekretär Springer-Stuttgart.

Donnerstag, 12. Juni, Vorm. 8½: „Gegenwartsnöte und ihre Wirkungen auf das Familienleben". Frau Glaue-Jena. — 12¼: Ausflug auf den Lichtenstein. — 8: Volksabend.

Anmeldungen Reutlingen, Lederstraße 53.

Gießener Theologische Konferenz

Donnerstag, den 19. Juni 1924, Johanneskirche

1. Karl Ludwig Schmidt, Gießen: Die Stellung des Apostels Paulus im Urchristentum.
2. Paul Tillich, Marburg: Rechtfertigung und Zweifel.

Freunde der Christlichen Welt

und des BGC treffen sich **Mittwoch, den 11. Juni,** Nachm. 4 Uhr im Heim **Friedrichroda,** Schreibers Weg 6.

Vortrag Studienrat Dr. Klee aus Frankfurt a. M.:
„Kirche und Schule".

Letztmaliger Aufruf

zur Bestellung von

Einbanddecken

für die Christliche Welt

Graue Decke mit Leinenrücken, schwarzem Aufdruck und starkem weißem Vorsatzpapier, lieferbar für die Jahrgänge 1922 und 1923

das Stück 1 Mark 20 Pfennig

zuzüglich 20 Pf. für Porto und Verpackung bei direkter Zusendung.

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha

Soeben erscheint:

Der sentimentale Mensch

Gesehen aus der Welt holländischer und deutscher Mystiker im 18. Jahrhundert

von

MAX WIESER

Preis geb. Goldmark 8.—

Eine großzügige Seelen- und Geistesgeschichte der vorklassischen Zeit!

Das Buch ist der erste Versuch einer Geschichte der Sentimentalität, der erste Versuch einer Erklärung des Wesens der Sentimentalität und ihres Ursprungs, einer Untersuchung der geographischen, kulturellen und zeitlichen Bedingungen für ihr Auftreten. Das Buch ist in einer lebendigen und anschaulichen Art der Darstellung geschrieben, die es auch dem Nichtwissenschaftler lesbar und packend macht. Aus der Besonderheit ihres Lebensgefühles werden die Arten von Sentimentalität und die Bedingungen für ihr geschichtliches Auftreten hergeleitet. Nach Schilderung des spanisch-französischen Mystizismus mit Fénelon als Gipfelpunkt führt Wieser zu dem Hauptteile seiner Arbeit; zur Charakterisierung des frühsentimentalen Menschen in Holland und Deutschland.

Aus bisher unerschlossenen Quellen werden unbekannte Menschen ans Licht gezogen (Poiret, Jurien, Saurin, Jäger, Metternich, Loën), bekannte Männer (Lörcher, Arnold, Bernd, Thomasius, Gundling, Zinzendorf) in neuem Zusammenhang gesehen. Das Lebensgefühl und die Lebenswirksamkeit dieser und ähnlicher Männer wird durch eine Fülle von kleinen Zügen anschaulich geschildert.

Das Buch ist für weite Kreise nicht bloß durch die geschichtlichen Einblicke in das deutsche Lebensgefühl, die mystischen Erscheinungen vor mehr als zweihundert Jahren interessant: es ist auch zeitgemäß.

Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha-Stuttgart

Prinz Emil von Schoenaich-Carolath

Gesammelte Werke

In sechs Bänden. Klein-Oktav. Geh. Gm 10.—, geb. Gm 15.—

1. Band: Dichtungen / 2. Band: Gedichte / 3. Band: Tauwasser / 4. Band: Geschichten aus Moll / 5. Band: Der Freiherr. Regulus. Der Heiland der Tiere / 6 Band: Bürgerlicher Tod. Lichtlein sind wir. Die Wildgänse. Des Bettlers Weihnachtsgabe. Die Kiesgrube

Einzelausgaben

Fern ragt ein Land . . . Eine Auswahl aus den Dichtungen . . . . . Geb. Gm 3.—
Geschichten aus Moll . . . Gm 2.—, geb. 3.—
Tauwasser. Novelle . . . . . Gm 2.—, geb. 3.—
Dichtungen . . . . . Gm 2.50, geb. 3.50
Gedichte . . . . . Gm 3.—, geb. 4.—
Lichtlein sind wir. Die Kiesgrube. Die Wildgänse. Des Bettlers Weihnachtsgabe . . . . . Gm 1.50, geb. 2.50
Der Freiherr. Regulus. Der Heiland der Tiere . . . . . Gm 3.—, geb. 4.—
Bürgerlicher Tod . . . . . Gm 1.—, geb. 2.—

Walter de Gruyter & Co. / Berlin

Adolf Schmitthenner

Von dem verewigten Dichter sind in unserem Verlag erschienen:

Ausgewählte Erzählungen

Gebunden Gm 5.—

Inhalt: Der erste Reiter / Die Frühglocke / Das Eheexamen / Friede auf Erden / Der Landsmann / Ein rasches Ende / Die vier Fichten / Die sieben Wochentage

Das deutsche Herz

Roman

30.—32. Tausend. / Gebunden Gm 5.50

Die sieben Wochentage

und andere Erzählungen

5. und 6. Auflage. / Gebunden Gm 4.50

Vergessene Kinder

Ein letzter Band Erzählungen

4. und 5. Auflage. / Gebunden Gm 4.—

Der viel zu früh aus dem Leben geschiedene Heidelberger Stadtpfarrer Ad. Schmitthenner verbindet mit der schärfsten realistischen Darstellungskunst eine sichere Kenntnis der Geschichte jener Zeiten, der Kulturzustände, des Lebens in Stadt und Land, die er in seinen Erzählungen so überaus anschaulich schildert.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Wer sich über den gegenwärtigen Zustand von Staat, Wirtschaft und Kultur eines fremden Landes schnell und zuverlässig orientieren will, der greife zu

Perthes' Kleine Völker- und Länderkunde

Fünfter Band:

A. Emin, Türkei

„Treffende Vergleiche zwischen der türkisch-asiatischen und europäischen Kultur. Die Darstellung ist recht interessant. Manches erscheint dem Leser in neuem Lichte." Zeitschr. f. Sozialwissenschaft

„Gründliche Sachkenntnis und in die Tiefe gehende Behandlung. Wir wünschen dem Buche viele Leser." Volksbildung

Siebenter Band:

E. Erkes, China

„Alles Wesentliche, was der Gebildete von China wissen sollte ...! Wird in weiten Kreisen begrüßt werden und hoffentlich mithelfen, das Augenmerk auf dem Lande zu halten, das auch nach dem Kriege seine Wichtigkeit für uns nicht verliert." Ostasiat. Zeitschr.

„In dieser sachlich zuverlässigen Weise kaum wo anders zu finden." Münchener Neueste Nachrichten

Jeder Band gebunden Gm. 4.—

Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G.
Gotha - Stuttgart

Das Heim der Freunde der Christlichen Welt
in **Friedrichroda**, Schreibersweg 6
bietet den Freunden und Gesinnungsgenossen der Christlichen Welt Sommer und Winter einen behaglichen Aufenthalt zu Erholung und Gemeinschaft. Gute Verpflegung, heizbare Zimmer. Anfragen an die Hausmutter

Lehrmittel-Verlag

Photos, Diapositive etc. ganz vorzügl. Original-Material, großer Kundenkreis, gute Existenz, passend für jung. arbeitsfreudigen gebild Herrn. Kauf oder Beteiligung. Gefl. Zuschriften an Postlagerkarte 101 Leipzig I.

Rhein. Westf. Diakonieverein
Köln-Mülheim, Düsseldorferstr. 53.
Auf gr. höh. Schulbildg. **unentgeltl. Ausbildg.** und Berufsstellung als ev. Diakonieschwester i. Kranken-, Gemeinde-, Jugend- und Wohlfahrtspflege. Aufn. April u. Oktober. Unser **Erholungsheim** Honnef/Rh. Wilhelmstr. 8 bietet Freunden des Vereins Aufenthalt z. mäß. Preisen. **Gaben u.** Beiträge dr. erbeten auf Postscheck. Köln 63512 H. D. Jügen, Köln-Mülheim, Deutz-Mülheimerstr. 216.

Vertretung vom 11. Juni ab **übernimmt** auf etwa 3 Wochen Pfarrer einer Industriestadt, gegen freie Überlassung der Wohnung (bezw. 2 Zimmer) für seine Familie (1 Kind). — Nur Orte im Gebirge (Bad) oder an der See kommen in Betracht; Bedienung nötig. — Briefe unter **L. E. 24** an den Verlag der „Chr. Welt".

Allgäuer Käse

kaufen Sie am besten direkt aus dem Allgäu. Ich liefere in Postkolli gegen Nachnahme:

9 Pfund 20% Limburger Mk. 7.90
9 Pfund Stangenkäse . . „ 7.90
9 Pfund Tafelmargarine „ 6.50

franko ohne weitere Spesen.

F. Thanner,
Kempten B 10, Allgäu.

Pfarrer, durch Operations-, Ärzte-, Krankenhauskosten in schwierige Lage geraten, sucht ein **Darlehn** von 500 M., gegen sichere Bürgschaften. Offerten unter **A. 100** an den Verlag.

In der Hauswirtschaft erfahrene kräftige **Stütze** für Hausarbeit und zur Unterstützung der Hausfrau bei der Kindererziehung (2 Knaben 4 und 7 J.) zum 1. Juli gesucht. Arbeitsfrau wäscht und hilft 2 halbe Tage in der Woche. Gehalt 50 Franken.
Frau Pfarrer **Faure, Davos.**

Suche für meine Freundin, feingebildete Dame gesetzten Alters, besonders liebenswürdigen, heiteren Wesens, mit reicher Erfahrung in Haushaltsleitung, **Stellung als Hausdame.** Erstklassige Referenzen.
Frau Prof. **Schwemer**
Frankfurt a. M., Feyerleinstr. 11.

R. G. G. 1909 u **Meyer Konv. Lexikon 1909.** Tadellos erhalten. Angeb. unter **G. D. N.** an den Verlag.

Die Christengemeinschaft

früher „Tatchristentum", erscheint am Anfang jeden Monats in Stuttgart. Auflage 7500. Sie dient dem Wirken für religiöse Erneuerung der Gegenwart, das in der Christengemeinschaft lebt. Im Namen der Christengemeinschaft wird sie herausgegeben von

Dr. Friedrich Rittelmeyer

Aus dem Inhalt des Pfingstheftes:

Vom Ritter des Geistes . . . . . Eberhard Kurras
Der Turmbau zu Babel und die Geschichte des Wortes / Eine Pfingstbetrachtung . . . . . Herm. Beck
Über ein einziges Wort im Neuen Testament . . . . . Emil Bock
Der Luftkreis . . . . . Friedrich Doldinger
„Sitzend zur Rechten des Vaters" . . . . . Rudolf Frieling
Von der Wiederkunft Christi . . . . . Friedrich Rittelmeyer
Aus der Gegenwart / Buchbesprechungen

Mindest-Preis bei Bezug durch die Geschäftsstelle vierteljährlich 80 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich M. 1.—, Ausland, bei direktem Bezug, jährlich Fr. (schweiz.) 5.—

Probehefte auf Verlangen kostenlos

Geschäftsstelle der Christengemeinschaft / Stuttgart
Urachstraße 41

An unsere Postbezieher!

Die Post nimmt **Zeitschriften-Bestellungen** nach dem 1. eines Monats für diesen Monat nicht mehr an; Lieferung kann in diesem Falle nur durch unmittelbare Bestellung beim Verlage unter Kreuzband erfolgen. Diese Art der Lieferung ist für beide Teile umständlich und kostspielig. Deshalb bitten wir unsere Postbezieher, den Bezug stets in der zweiten Hälfte eines jeden Monats, spätestens aber beim Erscheinen der zweiten Doppelnummer des Monats für den folgenden Monat zu erneuern.

Der Verlag der Christlichen Welt.

Aluminium! Noch nie dagewesen!

35 Teile für nur **Goldmark 20.—**, gute, saubere Ware und zwar: 4 Alum.-Schmortöpfe ca. 2–5 Ltr. Inhalt m. Deckel
1 „ Stielkasserolle 14 cm
je 1 „ Schöpf- und Schaumlöffel
je 1 „ Milch- und Saucenlöffel
je 6 „ Gabeln, Eß- und Teelöffel
6 „ Messer mit Stahlklinge u. Alum.-Griff
1 „ Vorleger
1 „ Teesieb

kaufen Sie — ab Fabriklager gegen Nachnahme! Frei Haus! Nichtgefallen Geld zurück! Kein Risiko! nur bei der **Westdeutschen Aluminium-Industrie, Werdohl** i. Westf.
Besteller wollen sich auf diese Zeitschrift beziehen.

Monatlich zwei Doppelnummern — Im Inland monatlich zu beziehen durch alle Postämter, im Ausland vierteljährlich nur durch Kreuzband vom Verlag unmittelbar — Haltegebühr im Inland für den Monat Juni: Goldmark 0.80; im Auslande für das Vierteljahr Juli—September und zwar: Amerika Dollar 0.80; Dänemark Kr. 3.60; England sh 3/2; Finnland Marka 20.—; Frankreich mit Elsaß, Belgien und Luxemburg Frcs. 10.—; Holland Gulden 2.—; Japan Yen 1.60; Italien Lire 12.—; Jugoslawien Dinar 56.—; Norwegen Kr. 4.—; Oesterreich Kr. 52000.—; Schweden Kr. 2.80; Schweiz (Postscheckbureau Zürich Nr. VIII. 1851) Frcs. 4.—; Spanien Peseten 4—; Tschechoslowakei Kr. 18.—; alle übrigen Länder wie Schweiz in Schweizer Franken; Porto nach dem jeweiligen Posttarif. — Anzeigengebühr: die viergespaltene Millimeterzeile Goldmark 0,15, bei sogenannten kleinen Anzeigen (z. B. Stellungsgesuchen) Goldmark 0,10. Größere Anzeigen nach besonderem Tarif. — Postscheckkonto Erfurt 2422.
Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha-Stuttgart — Auslieferungsort Gotha

Druck von Friedrich Andreas Perthes A.-G. Gotha

Die nächste Nummer der Christlichen Welt erscheint am 19. Juni